

B. Obstfresser: Hände; alle Backenzähne stumpf, oben nur 2 Schneidezähne jederseits, Eckzähne länger; treten auf die Sohlen.

4. Ohren-Haarthiere — Affen: vier Hände.

C. Allesesser: Mensch: alle Zahnarten gleichhoch.

5. Augen-Haarthiere — Mensch: vorn Hände, hinten Sohlen.

Mit kaum erwähnenswerthen Ausnahmen sind alle Zahnarten vorhanden, und in der Gestalt von einander verschieden. Die Vorderzähne, wirkliche Schneidezähne, breit und gekerbt, 2 oder 3 jederseits; die Eckzähne spitzig und mächtig, Lückenzähne klein, 2 oder 3, Reißzahn meist größer als die anderen, der Mahlzahn breit nach der Quere, der Kornzahn klein und rundlich, wenn er nicht fehlt; die Haut ganz bedeckt, und nur mit Haaren, nie mit Borsten, Stacheln oder Schuppen; Nasenspitze nackt, so wie die Zehenballen, manchmal bis zur Ferse, wodurch eine Sohle entsteht, auf welche die Thiere treten.

### A. Fleischfresser.

Keine Hände; Eckzähne verlängert und die Seitenzähne meist scharf und zackig; drey Schneidezähne jederseits.

#### 13. Junft. Die Schleicher oder Marder-artigen Thiere

unterscheiden sich durch eine abweichende Bildung der Fühlorgane, nemlich einen schlanken, wurmförmigen Leib mit sehr kurzen und liegenden Füßen und meist verbundenen Zehen, daher ihr Gang schwimmend oder kriechend; Pelz dicht und kurz, bisweilen steif; meist Stinkdrüsen am Hintern.

Diese Thiere leben fast ausschließlich von Fleisch, und gewöhnen sich kaum an Pflanzennahrung, selbst nicht an Wurzeln und Obst, oder an gekochtes Gemüse, wie Hunde und Katzen.

Die einen wohnen ausschließlich im Wasser, und zwar im Meere, und unterscheiden sich durch ihren walzenförmigen Leib mit sehr kurzen Schwimmsfüßen, wovon die hinteren gerad aus-

gestreckt sind, durch einen kurzen Schwanz und steife Haare auf dem ganzen Leibe. Ihr Gebiß ist das einzige, welches in der ganzen Ordnung abweicht; die Backenzähne einander gleich und ziemlich kegelförmig, die Schneidzähne selten vollzählig. Hieher gehören die Robben und Walrosse.

Die andern leben auf dem Lande und gehen nur gelegentlich ins Wasser, um Fische zu fangen; sie sind meistens klein, und selten viel größer als eine Katze, sehr blutdürstig und kühn, mordeten mehr als sie fressen können, meist bloß um das Blut auszufaugen, wagen sich auch an die größten Thiere, springen ihnen bisweilen auf den Hals und beißen so lange, bis sie durch Blutverlust zu Grunde gehen. Hieher gehören die Marber, Vielfraße und Dachse.

A. Meer-Bewohner,

Leib walzig, mit steifen Haaren bedeckt, kurze Schwimmsüße, Seitenzähne gleichförmig und meist rundlich.

Die Robben und Walrosse sind meistens sehr große Thiere, welche ihr ganzes Leben im Meere zubringen, und nur zuweilen am Lande schlafen oder daselbst ihre Jungen werfen. Sie gehen nie in süße Wasser, und fressen fast nichts als Fische, sind im Ganzen furchtsam, wehren sich aber, wenn sie in Noth kommen. Unter sich sind sie gesellig, und gehen meistens in zahlreichen Schaaren ans Land.

1. G. Die Walrosse (*Brochus*, *Trichechus*)

sind sehr große Thiere, mit vorragenden Hauern im Oberkiefer, kurzen, walzigen und schief abgestutzten Backenzähnen in beiden Kiefern, jeden Orts 4; oben 4 ähnliche Vorderzähne, welche unten fehlen, so wie die Eckzähne.

Es gibt hievon nur eine einzige Gattung.

1) Das gemeine Walross (*T. rosmarus*), Morso, ein ungeheures Thier, das gegen 20 Schuh lang und so dick wird wie ein Roß, silbergrau, ins schmutzig Gelbe.

Die gewöhnliche Länge ist 8—10 Schuh; die Gestalt länglich, der Umfang hinter den Vorderfüßen 6 Schuh 10 Zoll; bleibt so 4 Schuh lang nach hinten, wird sodann dünner und hat am Ende nur 1 Schuh im Umfange. Der Hals nimmt von den

Schultern allmählich ab und geht unmerklich in den Kopf über, welcher vor den Augen fast walzig ist, und dann in eine runde, stumpfe, fleischige Schnauze anschwillt, deren Rand über das Maul in Gestalt eines Bogens hängt; sie ist in der Mitte vertieft und bildet daher 2 Kugeln. Der Schnurrbart besteht aus harten, hohlen und durchscheinenden Borsten in Querreihen. Die Borsten werden länger, je weiter sie von der Lippenfurche stehen, und die äußeren der untern Reihe sind am längsten. Sie hängen alle nach unten und sind einwärts gebogen, so daß sie zusammenstoßen würden, wenn sie bis unter das Kinn reichten.

Der Unterkiefer greift zwischen die 2 Hauer, und ist daher schmal, so wie das Maul klein im Verhältniß zu der breiten Schnauze. Die Hautzähne bey einem von obiger Größe sind klein, ragen nur 4 Zoll über das Zahnfleisch hinaus und sind 4 Zoll an der Wurzel von einander. Durch ihre Krümmung sind sie dem Thiere sehr wichtige Werkzeuge zur Fortbewegung auf den Felsen und dem Eise, besonders da seine Klauen viel unvollkommener sind und unvortheilhafter liegen als bey den Robben, welche damit überall hin klettern können. Hinter jedem Hauer fand man 2 kaum über das Zahnfleisch hervorstehende und schief abgestuzte Backenzähne, vor den Hauern auf einer Seite 2 und auf der andern 3 ähnlich gestaltete Schneidezähne.

Der Unterkiefer ist ziemlich spitzig, und ragt 2 Zoll über den obern vor; die Naslöcher mondförmig, die Hörner nach außen, 1 Zoll lang; die Scheidwand oben  $\frac{3}{4}$ , unten  $1\frac{1}{2}$  Zoll breit; die Augenlieder vorragend, Schloch rund, Iris dunkelbraun, Ciliarkreis weiß; Ohrlöcher nicht weiter als ein Federkiel, stehen etwas höher als die Augen.

Der Leib ist oben mit kurzen, harschen und bräunlichgrauen Haaren bedeckt; unten stehen die Haare dünn, sind weicher und hellbraun.

Die Finnen bestehen aus fünf Zehen, durch eine starke Schwimnhaut verbunden; Länge von der Schulter an 2 Schuh, die Breite der Schwimnhaut 1 Schuh; die innere Zehe ist die längste; die Klauen schwach, liegen  $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$  Zoll vor den Zehenspitzen. Hinterfinnen 21 Zoll lang, ragen ausgestreckt

18 Zoll über den Leib hinaus; von den 5 Zehen sind die 2 äußern lang und stark, die 3 mittleren kurz und schwach; ihre Schwimmhaut 2 Schuh breit, oben mit zerstreuten Haaren, unten nackt; Klauen schwach, liegen weit vor den Zehenspitzen; der Schwanz nur ein Stummel; 4 Fihen 15 Zoll von einander an den Seiten des Nabels, welcher 3 Schuh vor dem Schwanzende liegt. Das Herz wog 8 Pfund, und das ovale Loch war verschlossen; Gallenblase so groß als eine Glasflasche. Ich habe bisweilen etwas Tang unter den Weichthieren, welche gewöhnlich ihr Magen enthält, gefunden, und der Capitän Lyon (Private Journal 225.) einmal im Magen eines Weibchens 3 Pfund Gerölle mit einer handvoll Meerpflanzen. J. Edwards in Parrys Journal of a second voyage. 1825. 4. 339. Buffon XIII. 358. T. 54 und 55. Pennant, Quadrupeds II. 266. tab. 97, deutsch 577. T. 50. Schreber II. 269. T. 79. Cooks dritte Reise II. 140. Fig. Das Skelet in Cuviers Oss. foss. V. 2. tab. 33.

Diese Thiere leben in ungeheuren Schaaren nur im äußersten Norden, am ewigen Eis, auf welchem sie zu schlafen pflegen. Daher war es den Alten nur dunkel dem Namen nach bekannt, wenigstens kann man ihren sogenannten Meer-Elephanten (*Elephantus marinus*, Plinius XXXII. cap. 10.) nicht anders deuten. Der Bischof Isidorus von Sevilla, im 7. Jahrhundert weiß nichts davon, eben so wenig Vincentius Beluacensis, der 1264 gestorben; obschon zur Zeit Alfreds des Großen, Königs von England, die Zähne bekannt und geschätzt waren. In der Lebensgeschichte dieses Königs nehmlich, die er selbst aufgesetzt hat, kommt vor: Dther hat die nördlichen Meere vorzüglich besucht, um Horswaelum zu fangen, deren Zähne sehr hoch geschätzt werden, und von denen er einige dem König geschenkt hat; auch ist ihr Leder zum Verfertigen von Schiffsbriemen sehr gut. Diese Thiere sind viel kleiner als die Hwalas (Wale), und nicht leicht über 7 Ellen lang, während die letztern, von denen binnen 2 Tagen 60 getödtet wurden, 40, ja 50 Ellen lang waren. Eine Haupteinnahme des Königs besteht in dem Tribut, welchen ihm die Finnen an Schiffstauen

entrichten, die aus dem Leder der Wale und Robben verfertigt werden, 60 Ellen lang. Joh. Speelman, Vita Alfredi Magni. 1678. App. VI. 205.

Der Bischof Albertus Magnus aus Lauingen in Schwaben, welcher 1280 gestorben, ist der erste, welcher einige verwirrte Sagen von ihm bekannt machte. Er stellt es unter die Walfische, doch wußte er, daß es zweien 3 Schuh lange und nach unten gerichtete Hautzähne habe, wie der Elefant, womit es kämpfe und sich an Felsen hänge, um zu schlafen. Die Fischer näherten sich dann; lösten am Schwanz das Fell vom Speck ab, so viel sie könnten, steckten ein Seil durch, bänden es um einen Felsen oder Pfahl und würfen mit Steinen nach dem Thier. Während es zu entfliehen suche, ziehe es das Fell vom Schwanz über Rücken und Kopf aus, lasse es liegen und stürze ins Meer, wo es aber bald, oder am Strande, schwach und halb leblos gefangen werde. Die Riemen aus seinem Leder seyen sehr stark, denn man könne große Lasten damit über Rollen in die Höhe heben; auf dem Markte zu Eöln wären sie beständig zu kaufen (XXIV. 244.). Daraus ersieht man wenigstens, daß dieses Thier schon damals häufig gefangen wurde und die Häute von demselben, so wie der Thran, in Handel kamen.

Olaus Magnus, der Bischof von Upsala, spricht zuerst von diesem Thier an Norwegen, unter dem Namen Rosmarus; ob schon er aber eigentlich die besten Nachrichten hätte haben können, so weiß er fast nichts hervorzubringen, als was Albertus Magnus fast 300 Jahr vor ihm erzählt hat. Im Norden der norwegischen Küsten gibt es Fische so groß wie Elefanten, welche Mors oder Rosmar heißen. Bemerken sie einen Menschen am Strande, so springen sie plötzlich auf ihn los und zerreißen ihn mit den Zähnen; ihr Kopf steht aus wie ein Ochsenkopf und ihr rauhes Fell ist mit Haaren bedeckt, so dick wie ein Strohhalme. Sie steigen mit ihren Zähnen auf die Gipfel der Felsen, wie auf einer Leiter, um daselbst das Gras abzuweiden; dann wälzen sie sich wieder ins Meer, wenn sie indessen nicht, vom Schlafe überrascht, an den Felsen hängen bleiben. Dann eilen die Fischer herbey, lösen die Haut am Schwanz vom Speck ab,

binden dieselbe mit Seilen an einen Felsen und werfen mit Steinen nach dem Thier, damit es sich herunterläßt, wobey ein Stück der Haut abreißt und das Thier blut- und halb leblos ihnen zur Beute wird. Sie nehmen ihm die Zähne und verkaufen dieselben. Den Kopf von diesem Ungeheuer hat der Bischof von Drontheim, Erich Falckendorff, eingesalzen und an den Pabst Leo X. im Jahr 1520 nach Rom geschickt. — Er bildet das Thier ganz abscheulich ab, mit einer langen Borstkrone um den Kopf, und den Hautzähnen im Unterkiefer. *De Gentibus septemtrionalibus cap. 5 & 19.*

Die ersten bestimmteren Nachrichten erhielt man aus Rußland. Sie finden sich, nach Matthias v. Michovs Beschreibung von Sarmatien, in den Provinzen Zuhra und Korela. Am Eismeer gibt es niedere Berge, auf welche Fische mit Namen Mors aus dem Meere klettern, indem sie sich mit den Zähnen halten; oben angekommen, rollen sie auf der andern Seite herunter. Die Einwohner fangen sie wegen ihrer großen, schweren und weißen Zähne, welche sie an die Moscoviter verkaufen und diese in die Tatarey und Türkey schicken, wo man Hefte zu Degen, Dolchen und Messern macht, weil man wegen ihrer Schwere stärkere Hiebe versehen kann. *De Sarmatia asiatica atque europaea. 1632. Fol. lib. II. cap. 5. p. 530.*

Der Freyherr Sigmund von Herberstein aus Biprach in der Steyermark, welcher 1517 als kaiserl. Gesandter in Moskau war, beschreibt das Thier etwas genauer und entkleidet von den alten Fabeln. Um die Mündung der Petschora ins Eismeer, rechts von den Mündungen der Dwina, gibt es verschiedene große Meerthiere, worunter eines von der Größe des Ochsen, welches die Einwohner Mors nennen. Es hat kurze Füße, wie der Biber, eine verhältnißmäßig sehr hohe und breite Brust, und oben zween weit vorragende weiße Zähne. Es verläßt, wenn es schlafen oder werfen will, heerdenweise das Meer und begibt sich auf die Berge; ehe sie daselbst sich dem Schlafe überlassen, der sehr tief zu seyn pflegt, stellen sie, wie die Kraniche, eine Wache aus, weil sie leicht gefangen werden können, wenn diese einschläft oder von einem Jäger getödtet

wird. Gibt sie aber durch ein Gebrüll ein Zeichen, so wacht die ganze Heerde auf, krümmt die Hinterbeine gegen die Zähne und stürzt sich wie ein vom Berge herabrollender Wagen mit größter Geschwindigkeit ins Meer, wo sie auch auf den schwimmenden Eisblöcken zu ruhen pflegen. Sie werden bloß um ihrer Zähne willen verfolgt. Man verkauft dieselben unter dem Namen Fischzähne dem Gewichte nach an die Moscoviter, Tataren und besonders die Türken, welche daraus schöne Degen- und Dolchhefte verfertigen, mehr um der Zierath willen, als weil man damit besser stechen könnte, wie einige fabeln. *Rerum Moscoviticarum Comment.* 1551. Fol. 124.

Die erste richtige Abbildung des Kopfes findet sich bey Geßner. Man hatte nehmlich denjenigen, welcher an Leo X. geschickt wurde, in Straßburg abgemalt, und dieses Gemälde hat Geßner bekannt gemacht, aber nichts weiter hinzugesetzt, als was man schon wußte. *Hist. animal.* IV. 1558. De Aquat. 250.

Endlich hat Martens von Hamburg 1675 das Walroß im Eismeer wirklich selbst gesehen, beschrieben und leiblich abgebildet.

Das Walroß ist dem Seehund oder der Robbe an Gestalt des Leibes gleich, aber viel stärker und größer, so groß als ein Ochse; die Füße auch wie des Seehundes, überall mit 5 durch eine Haut verbundenen Zehen, aber kürzeren Klauen; der Kopf viel dicker und runder; Haut daumensdick mit kurzem Haar, gelblich, röthlich, etliche auch grau und manche fast nackt, krähig und voll gebissener Narben, als wenn sie halb geschunden wären; trägt im Oberkiefer zween große Zähne, 1—2 Schuh und mehr lang; sie hangen von der obern Lefze über die untere herunter; bisweilen sieht man nur einen Zahn, weil sie vielleicht den andern im Streit verloren haben. Sie werden höher geschätzt als Elfenbein, und theurer bezahlt; man macht daraus Messerhefte, Tabacksbüchsen u. dergl. zierliche Sachen; aus den andern Zähnen Kleiderknöpfe; die Jungen haben noch keine vorstehenden Zähne.

Das Maul ist vorn breit, wie ein Ochsenmaul, und darauf stehen oben und unten viele hohle, strohhalmdicke, stachelige Vor-

Dpens allg. Naturg. VII. 91

sten statt eines Barts; daraus machen die Seefahrer Ringe, welche sie gegen den Krampf an den Fingern tragen. Ueber dem obern Bart stehen die 2 halbrunden Naslöcher, woraus das Thier Wasser bläst, wie der Walfisch, jedoch mit weniger Geräusch, ohngefähr wie der Buzkopf. Die Augen stehen weit dahinter, und haben Lieder wie andere vierfüßige Thiere. Sie sollen blutroth seyn, wenn es sie nicht verkehrt; ich aber habe nur die verkehrten blutroth bemerkt; dann sieht es noch viel häßlicher aus, wiewohl es auch sonst nicht freundlich aussieht. Die Ohrlöcher liegen nahe bey den Augen, aber etwas höher. Die Zunge so groß als die eines Ochsen, und ist essbar; wenn sie aber 1—2 Tage liegt, so wird sie stinkend, wie Walfischfett. Auch Herz und Leber schmecken gut genug, weil man keinen Wechsel von Speisen hat. Wegen des dicken Halses kann es sich nicht sehr wohl umsehen, und verkehrt daher die Augen. Von ihrem Fleische schneidet man keinen Speck, weil er durch dasselbe gewachsen ist; es sieht aus wie Schweinefleisch. Das Männchen hat einen besondern Knochen, eine Elle lang, etwas gekrümmt, hinten dicker; man drechselt auch daraus Messerhefte u. dergl.

Was sie fressen, weiß ich nicht, vielleicht Kräuter und Fische; die ersteren, weil ihr Koth wie Pferdemist aussieht, er wird von der Bürgermeister-Növe gefressen; die letzteren, weil einer ein abgeschnittenes Stück von einer Walfischhaut mehreremal unter das Wasser zog, herauswarf und wieder sieng.

Die Walrosse halten sich am meisten bey Spitzbergen auf; im freyschwimmenden Eise aber habe ich keine gesehen. Sie liegen in großer Menge auf dem Eise, wie die Seehunde, und brüllen erschrecklich; auch tauchen sie eben so unter, mit dem Kopfe voran. Im July ruderten wir zu einer solchen Heerde und tödteten 10 davon; dann kamen die andern um die Schaluppe her und schlugen mit den langen Zähnen Löcher in die Bretter unter Wasser, daß viel hineinrann, obschon wir alles mögliche thaten mit schlagen, stechen und hauen. Andere hoben den halben Leib aus dem Wasser und wollten zu der Schaluppe herein; eines faßte den Harpunier mit den Zähnen zwischen dem

Hemde und dem Hosensbund, und wäre der letztere nicht zerrissen, so hätte es ihn mit sich ins Wasser genommen. Wir mußten endlich ihrer Menge weichen, weil immer mehr sich sammelten; sie folgten uns, so lange wir sie sehen konnten.

Sie schlafen, daß sie schnarchen, nicht allein auf den Eisfeldern, sondern auch im Wasser, daß man sie für todt hält. Als wir in ein solches die Harpune warfen, erschrock es und zog die Schaluppe fort, wie ein Walfisch, kehrte aber bald wieder zur Schaluppe um, wo ihm der Schlaf genommen wurde. Es sind überhaupt sehr beherzte Thiere, die einander bis in den Tod beystehen. Wenn sie brüllen, und die Menschen es ihnen nachmachen, so will eines vor dem andern zuerst unter Wasser seyn, und da sie, ihrer Menge halber, einander nicht ausweichen können, so klappern sie mit den Zähnen und beißen einander, daß sie bluten. Ist eines gefangen, so will jedes vor dem andern an der Schaluppe seyn, um es zu retten. Dabey geht es wieder an ein Beißen, Klappern und schreckliches Brüllen; sie weichen auch nicht, so lange eines lebt, und folgen der Schaluppe so lange, bis man sie aus dem Gesichte verliert; denn wegen ihrer Menge hintern sie einander und bleiben zurück.

Unter Hundert Walrossen sieht man kaum eines mit guten Zähnen; bey den meisten sind sie klein; andere haben nur einen oder gar keinen. Die letzteren sieht man leicht für Seehunde an, sind meistens alte, kahle und krähige, denen die Zähne ausgefallen sind; daher sind sie furchtsam und nehmen die Flucht.

Auf den Eisfeldern liegen sie wie Schweine durch einander; sie haben aber eine Wache, welche mit den Zähnen den Nachbar schlägt, wenn man herbeyrudert. Beym Aufwachen richten sie sich in die Höhe, stellen sich auf die Vorderfüße, brüllen, schlagen mit den Zähnen auf das Eis und sehen erschrecklich aus; sie klettern auch damit hoch auf das Eis, wie die Seehunde. Man muß sich in Acht nehmen, daß man mit den Schaluppen nicht zu nahe kommt, sonst fallen sie herein und stürzen sie um. Am besten faßt die Harpune den Augenblick, wo sie von den Eisschollen stürzen, weil dann die Haut gespannt ist; während des Schlafs ist sie locker, und die Harpune dringt nicht ein. Die

Harpune muß viel stärker seyn, als die für den Walfisch. Man haut ihnen den Kopf ab, zieht ihn in das Schiff und nimmt die Hautzähne für die Rheeder oder die Kaufleute; die kleinen Backenzähne werden wenig geachtet. Den Rumpf läßt man schwimmen.

Wenn die Walfischfänger früher, wo noch die Zähne höher im Preise standen, nichts bekamen; so legten sie sich an das Muffen-Eiland, wo sie mit hauen, stechen und schießen eine Menge Walrosse tödteten, weil alle auf die Schaluppen losgehen. Man machte mit den Todten eine Art Schanze um die Schiffe, ließ aber einige Zugänge offen, damit andere hereinstürmen konnten. Auf solche Art hat man etliche Hundert bekommen und noch eine gute Reise gemacht. Spitzbergen 1675. 78. T. P. F. b.

An Grönland begeben sie sich, nebst den Robben, im Sommer, wann es am wärmsten ist, in Heerden von Hundert und mehr ans Land, und bleiben daselbst etliche Tage, bis sie der Hunger wieder in die See treibt. Um die Haut nicht zu beschädigen, schlägt man die Robben auf die Nase; das würde aber den Walrossen nichts thun, und da auch ihre Haut nicht viel zu gebrauchen ist, so tödtet man sie mit Lanzen. Die zweien Hautzähne sind bisweilen eben so viel werth als ihr Speck, besonders die größeren. Wenn von kleinen oder einspündigen das Pfund nur 1 Gulden gilt, so kostet es bey 3—5pfündigen auch 3—5 Gulden, was bey den gewöhnlichsten Zähnen, wovon beide 6 Pfund wägen, 18 Gulden einbringt. Das Quarteel Speck, woraus man Thran macht, gilt 36 Gulden, und ein gemeines, 9 Schuh langes Walroß liefert  $\frac{1}{2}$ , mithin beläuft sich der ganze Gewinn auf 36 Gulden.

Da sie am Lande so sehr verfolgt wurden, so trifft man sie jetzt meistens nur auf dem Eis oder im Wasser selbst an, wo man sie ganz wie Walfische harpuniert, an die Schaluppe zieht, mit einer Lanze todt schießt und dann ans Land oder an eine Eisbank bugstert, auf deren Fläche man sie hinausschleppt, weil sie gewöhnlich schwerer sind als eine Kuh. Die Haut wird abgezogen und weggeworfen, weil sie zu nichts taugt; die

Zähne mit einem Beil ausgeschlagen, oder wenn man sie ganz haben will, der Kopf abgeschnitten und in einem Kessel gesotten; endlich der Speck in langen Riemen abgeschnitten und zu Schiff gebracht. Uebrigens wäre es ein Zeitverlust, wenn man während des Walffischfanges diesen Thieren nachjagen wollte; man thut es erst, wann jener vorüber ist. Gewöhnlich liegen nur 2—3 auf einer Eisscholle, welche sogleich herabspringen, sobald man sich ihnen nähert; oft prallt die Harpune ab und ebenso die Lanze. Hat man daher eines an die Schaluppe gezogen, so zielt man zuerst nach den Augen, damit es den Kopf abwende, und dann schießt man es schnell in die gespannte Haut der Brust, und zieht die Lanze eiligst zurück, damit es dieselbe nicht mit den Zähnen fassen und sammt dem Mann beschädigen kann. Daher ist wenig Vortheil bey dem Walrossfang zu erlangen. Wenn man, was jedoch jetzt selten geschieht, hin und wieder einen Rudel auf dem Lande antrifft, so geht schnell die ganze Besatzung von mehreren Schaluppen an den Strand, stellt sich in Reihe und greift dieselben an. Sie sind jetzt so eingeschüchtert, daß sie immer zu entfliehen suchen, wobey aber die meisten erstochen werden, wenn gleich manche Lanze zu Grunde geht. Borgdragers Walffischfang 1750. III. Cap. 1. S. 191. Fig.

Ander son weiß nichts Neues zu sagen; er hatte aber einen Zahn 25 par. Zoll lang und unten 8 im Umfang, wie man nicht leicht einen zu sehen bekommt. Grönland 1746. 230.

Cranz sagt, er habe auf Grönland eines tödten sehen, welches wohl 8—9 Ellen lang, und an der Brust im Umfang eben so dick mochte gewesen seyn; die Haut könne 4 Centner wägen, sey sehr dick und knorpelig und werde daher von den Grönländern gern roh gegessen; der Speck weiß, herb und hant-hoch, gebe aber nicht so vielen und guten Thran, wie der der Seehunde. Das Maul so klein, daß man die Faust nicht hineinstecken kann. An der Ober- und Unterlippe und an beiden Seiten der Nase stehen eine Menge Borsten, eine gute Spanne lang, strohhalmstark, wie ein Bindfaden dreyfach gewunden und durchsichtig, wodurch das Thier ein prächtiges und zugleich fürchterliches Aussehen bekommt [und zugleich der von Claus

Magnus besprochene und abgebildete Strahlenkranz erklärt wird]. Die Augen nicht größer als bey den Dachsen, lassen sich fingerstief hinein und wieder heraus drücken, so daß es also bey Sturmwetter dieselben in Sicherheit bringen kann. Backenzähne oben je 4, unten je 3, daumensgroß; daher es nicht wohl Fische fressen, auch dieselben, wegen der langen Hauer, kaum fangen kann. Diese waren 27 Zoll lang, wovon 7 im Schädel staken, im Umfange 8 Zoll und  $3\frac{1}{2}$  aus einander, an den Enden  $9\frac{1}{2}$ ; jeder  $4\frac{1}{2}$  Pfund schwer, der ganze Schädel 24 nach sächsischem Maaß und Gewicht. Was sie fressen, weiß Cranz nicht. Grönland I. 1765. 165.

Steller traf sie auch in dem Meere zwischen Asien und America an, aber erst nördlich von Kamtschatka. Die Koräken machen aus der Haut Walfischneze, die Tschukttschen Riemen und Decken auf ihre Sommerhütten; die Zähne lassen sie aber haufenweise am Strande liegen, weil sie dieselben nicht ausführen können. Fleisch und Fett werden gegessen, und ehemals brauchten die Kamtschadalen den besondern Knochen der Männchen als Keulen im Kriege. Beschreibung von Kamtschatka 1774. S. 106.

Nach Pallas brauchten die Tschukttschen die Haut auch zu ihren Rachen, und verzehrten gern die nackten Schnecken, welche man in ihrem Magen finde; es gebe Zähne 20 Pfund schwer ein jeder, man mache, besonders aus der innern, mit halbdurchsichtigen Düpfeln gesprenkelten Substanz zierliche Drechslerwaaren; er habe oben und unten 4 Backenzähne gefunden; sie paarten sich ganz wie andere Thiere. Zoogr. ross. I. 1811. 269. tab. 28 u. 29.

Nach D. Fabricius leben sie von Muscheln, welche sie mit ihren Hauern aus dem Schlamm oder aus Felspalten ziehen; sie halten sich im July paarweise zusammen und werfen im Frühjahr ein einziges Junges, welches Anfangs schwarz ist, dann braun und endlich blaß wird. Sie steigen selten ans Land, aber häufiger auf das Eis, wo sie auf den Vorderfüßen sitzen oder sorglos auf der Seite liegen. Auf Grönland, wo sie übrigens nicht häufig sind, wird das rothe Fleisch, was aber bey dem Kochen weiß wird, die Haut und der Speck gegessen,

der letztere auch in Lampen gebraucht und die Haut zu Riemen geschnitten; die Sehnen zu Fäden, die Hautzähne zu Wurffspießen und allerley Geräthschaften in den Nachen. Auswärts werden verführt die Zähne und der Speck. Fauna Groenlandica. 1784. 4.

Auf Parrys zweyter Reise nach dem Nordpol sah man zuerst in der Hudsons-Straße, im July 1821, unter  $64^{\circ}$  Nordbreite und  $75^{\circ}$  Westlänge, ein Walross nebst vielen Robben im Wasser, in der Nähe des Landes. Während des Winters leben die Esquimalen vom Fleische der Seehunde (*Phoca hispida et barbata*) und des Walrosses, das aber daselbst nicht häufig ist; jenseits des  $68^{\circ}$  Nordbreite und  $82^{\circ}$  Ostlänge wurden sie von Stunde zu Stunde zahlreicher, und lagen in großen Heerden auf dem Treibeise. Einige abgeschickte Boote schätzten dieselben auf 200 Stück, welche in abgesonderten Rudeln von 12—30 auf einander lagen. Sie warteten mehrere Schüsse ruhig ab, ließen die Leute landen und zeigten Lust zu einer Schlacht; indessen suchten sie doch ins Wasser zu kommen, wo 3 harpuniert wurden. Eines davon griff wüthend ein Boot an, und beschädigte mehrere Bretter mit seinen ungeheuern Hauern. Viele sammelten sich um die Verwundeten, und schlugen auf dieselben mit ihren Zähnen, entweder, um sie aus dem Wege zu schaffen, oder über sie hin zum Gefechte zu kommen. Mehrere hatten Junge, welche sie beym Angriff entweder zwischen die Vorderfinnen nahmen, oder auf dem Rücken fortrugen. Zwey waren Weibchen, und das größte wog 1500 Pfund. Es gibt aber viel größere. Das dem Gebell ähnliche Geschrey, wenn sie zornig sind, hört man 2 englische Meilen weit. Sind sie einmal harpuniert, so thut ein Schuß bessere Wirkung als eine Lanze, weil sie meist abspringt. Als eines zufällig mit dem Ruder berührt wurde, faßte es dasselbe zwischen die Vorderfüße, wand es dem Mann aus der Hand und brach es entzwey. Sie hatten in dieser Zeit, im July 1822, wenig Speck, und gaben daher nicht viel Thran; dagegen ließ man sich das Fleisch schmecken, sobald man den Ekel vor dessen schwarzer Farbe überwunden hatte. Herz und Leber sind wirklich schmackhaft. Im März 1823 bekamen sie ziemlich in derselben Gegend ein Wal-

roß mit 3 Hautzähnen, alle sehr kurz, 2 auf der rechten Seite dicht hinter einander. Sie hatten Zunge; im July tödtete man 9 Walrosse, welche alle Männchen waren; man nahm ein Skelet mit, und dieß bekam nachher Cuvier zur Untersuchung und Abbildung. Eine ganze Heerde machte, als einige verwundet waren, einen so fürchterlichen Angriff auf die Boote, daß eines sehr beschädigt wurde, und ein anderes wirklich untergieng. Es ist auch das einzige Thier, welches die Esquimalen mit viel mehr Vorsicht angreifen, als selbst die Walffische. Das Fleisch schmeckt ihnen besser als das von den Robben, sie ziehen jedoch das von dem Wildpret allem andern vor. *Journal of a second voyage. 1824. 4. pag. 22. 178 etc.*

Parry tödtete ein ausgewachsenes Männchen in der Davisstraße, 10 Schuh 3 Zoll lang, 1284 Pfund schwer. Es hatte oben jederseits 5 Backenzähne, unten 4; D. Fabricius und Cuvier geben ihm überall nur 4, D. Müller aber hat 5 gesehen bey einem in Grönland (*Prodromus zoolog. danicae 1776*). Die Augen sind eher hervorragend als eingesunken, wie man gesagt hat. E. Sabine in *suppl. to Parrys first voyage. 1824. 4. 191.*

Capitän Ross hat auf seiner ganzen Reise nach dem Nordpole keine angetroffen.

2. G. Die Robben oder Seehunde (*Phoca*), *Phoque*; Seal,

sind walzige, kurzborstige Thiere, von sehr verschiedener Größe, mit sehr kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen, wovon die hinteren ausgestreckt sind; der Schwanz ist nur ein Stummel; der Kopf rundlich mit stumpfer Schnauze; Vorderzähne meist spitzig, gewöhnlich oben je 3, unten 2; Eckzähne spitzig und nicht hervorragend, Seitenzähne ziemlich gleichförmig und zackig, je 5 oder 6; vorn der Daumen am längsten, hinten der Daumen und die Ohrzehe, Zunge etwas gespalten.

Sie finden sich in den Meeren aller Climate, der kältesten wie der heißesten und gemäßigten, auch im caspischen Meere und selbst im Baikals- und Dron-See, obschon sie süßes Wasser haben und einige Hundert Meilen von jedem Meere entfernt sind.

Sie sind sehr zahlreich, von der Größe eines Kalbes bis zu der Dicke eines Ochsen, ja bis 20 Schuh lang. Sie scheinen ausschließlich von Fischen und Krebsen zu leben, lieben die Gesellschaft, schlafen in großen Heerden am Strande, wo sie wegen ihres dünnen Schädels leicht erschlagen oder mit einer Art Harpune (Ker) erstochen und festgehalten werden. Man braucht ihre Häute zu Fußdecken, Jagdtaschen, Ranzen, Wasserstiefeln und zum Beschlagen der Koffer; das Fett zu Thran; das Fleisch wird weggeworfen. Ihr Fang ist von der größten Wichtigkeit. Es werden jährlich vielleicht Millionen erschlagen und in den Handel gebracht. Auf den Eisfeldern, welche an Neufundland treiben, wohnen allein viele Millionen, wovon jährlich über 300,000 getödtet werden, und zwar von mehr als 300 Schiffen, welche eigens deshalb vom englischen America im März ausgehen und schon im Mai zurückkehren mit 3—4000 Tonnen Thran. Sie leben daselbst vorzüglich von Capelinen (*Salmo arcticus*). *C o r m a c k*, *Jfis* 1832. 677.

Es sind sehr gescheidte und gelehrige Thiere, die sich leicht zähmen lassen, den Menschen sehr aufmerksam ansehen und auf das Wort ihres Führers allerley Spässe machen, sich umwälzen, Nahrung aus der Hand nehmen, dieselbe lecken, ihre Stimme hören lassen u. dergl. Sie haben nur 2 Zihen in den Weichen und werfen 1—2 Junge.

Man hat sie nach der verschiedenen Gestalt ihrer Backenzähne und der Zahl der Schneidzähne in verschiedene Geschlechter getheilt; indessen kann man bey 2 Abtheilungen stehen bleiben, wovon die eine kurze Ohrmuscheln hat, die andere gar keine. Jene können sich ziemlich auf die Füße stellen und den längern Hals in die Höhe richten. Sie bilden einen unmittelbaren Uebergang zu den Fischottern, und sind fast nicht von ihnen zu trennen. *F. Thieneman* hat eine eigene Schrift darüber geschrieben. *Naturhist. Bemerk.* 1824. 8. Fig.

A. Robben ohne Ohrmuscheln.

a. Oben 6, unten 4 Schneidzähne.

1) Die gemeine Robbe (*Phoca vitulina*), Meerkalb,

ist nicht viel größer als ein Kalb, höchstens 4 Schuh lang und fast 1 dick; grau mit bräunlichen Schatten. Gesner, Hist. an. IV. Aquatilia. 1558. 830. Fig. Buffon XIII. 333. T. 45 bis 52. Suppl. VI. tab. 46. Schreber III. 303. Taf. 84. Thieneman 61. T. 6—8.

Ihre eigentliche Heimath ist die nördliche Erdhälfte, wo sie sich in allen Meeren, ohne Unterschied, finden, vorzüglich von der Ost- und Nordsee an bis ins Eismeer. Sie sollen übrigens in der ganzen Welt vorkommen, sowohl unter dem Aequator als gegen den Südpol; indessen weiß man nicht mit völliger Sicherheit, ob es dieselbe Gattung ist; sie fehlt im Mittelmeer, und dagegen ist sie die einzige, welche sich an unseren Küsten aufhält, und zwar in solcher Menge, daß auf jeder Insel, und fast in der Nähe eines jeden Fischerdorfes, jährlich einige Duzend erschlagen werden. Das Felt wird für 1 Gulden verkauft, das Felt unter der Haut zu Thran gesotten und das Fleisch weg-  
geworfen.

Sie sind außerordentlich neugierig, und stecken bald hier und bald da den Kopf heraus, um zu sehen, was um sie vorgeht; übrigens können sie kaum  $\frac{1}{2}$  Stunde unter Wasser bleiben, ohne Athem zu holen. Sie sollen sich bey uns im July paaren, und erst im März 1 Junges auf dem Strande werfen; es geht aber bald mit ins Wasser, folgt der Mutter oder wird auch von ihr zwischen den Vorderfüßen fortgeschafft.

Dieses ist die Gattung, welche sich, nach Pallas, in großer Menge im caspischen Meer aufhält, welches bekanntlich keinen Ausfluß hat; auch im Aralsee, und selbst in dem süßen Baikals- und Dronsee. Auch dort sollen sie am Ende des Winters erst nach 8 Monaten 1 oder 2 Junge werfen. Im caspischen Meer wurden jährlich im Herbst, wo sie wie Fettschläuche aussehen, über 20,000 in Netzen gefangen. Pallas, Zoogr. ross. I. 114.

Die im Baikals- und Dronsee, die mit dem Meere durch keinen Fluß in Verbindung stehen, sind so groß als die bey Archangel, silberfarben, die Jungen schneeweiß. Die im Meer entfernen sich selten über 30 Meilen vom Land, und sind daher

für  
die  
steig  
merc  
im V  
in d  
und

wenn  
wie  
ins  
Ebbe  
ben  
aber  
furch  
doch  
schre  
Auf  
schlü  
wärt  
beine  
und  
lich  
ihrer  
Men

und  
ste n  
durch  
ich e  
Mar  
Insel  
Fluß  
schöp  
sticht  
Nien

für die Seefahrer ein sicheres Kennzeichen. Sie halten sich um die Mündungen der größten und fischreichsten Flüsse auf, und steigen 60—80 Werste in dieselben hinauf, indem sie des Sommers dem Zuge der Fische folgen, paaren sich im Herbst, werfen im April 1, bisweilen 2 Junge auf dem Eise, wo sie sich Höhlen in den Schnee machen. Die Jungusen melken die 2 Euter aus und geben die Milch ihren Kindern als Arzney.

Die Alten haben einen heiseren Ruf, welcher lautet als wenn sich jemand erbrechen wollte; die Jungen rufen och, och, wie ein Mensch, der geschlagen wird. Des Nachts gehen sie ins Meer, des Tags auf das Land, oder liegen zur Zeit der Ebbe haufenweise auf den Steinen, wo sie allerley Spiele treiben und einander von den Steinen herabwerfen; sie beißen sich aber auch unter einander herum. Vor Menschen zeigen sie sich furchtsam und listig, und suchen, ohngeachtet ihrer Unbeholfenheit, doch sehr behende sich zu entfernen. Sie schlafen vest, und erschrecken sehr, wenn sie durch einen Menschen aufgeweckt werden. Auf der Flucht speyen sie beständig Wasser aus, um den Weg schlüpferig zu machen. Auf dem Lande können sie sich nicht seitwärts, sondern nur vorwärts bewegen, indem sie die Vorderbeine auf die Erde stemmen, den Leib in einen Bogen krümmen und mit den hinteren Füßen nachschieben. Sie springen eigentlich ruckweise und buckelmachend. Werden sie gefangen oder ihrer Zungen beraubt, so lassen sie häufige Thränen, wie ein Mensch, aus den Augen fallen.

Ihr Fang geschieht auf mancherley Weise; in den Flüssen und Binnenseen werden sie mit gezogenen Büchsen erschossen; sie müssen aber in den Kopf getroffen werden, weil die Kugeln, durch Haut und Speck ermattet, im Fleische stecken bleiben; so habe ich einmal in einem am Baikalsee 20 Kugeln stecken gefunden. Man erschlägt sie ferner mit einem Stock im Schläfe auf den Inseln oder dem Eise, oder ersücht sie mit Spießen. In den Flüssen und Seen kommen sie an die Buhnen, um Luft zu schöpfen und manchmal zu schlafen; man lauert ihnen auf, ersücht sie mit dem Spieße, hält sie mit dem daran befindlichen Riemen vest, haut das Eis durch und zieht sie heraus. Die

Kuriler erstechen sie während des Schlafs schwimmend im Meer. Die Kamtschadalen stecken sich in eine Seehundshaut, nahen sich langsam gegen den Wind, bis sie ihre scheinbaren Kameraden erstechen können. Wenn sie auf dem Eise im Baikalsee Junge haben, so spannt man ein weißes Tuch über einen Kinderschlitten, schiebt denselben langsam fort, bis man ihnen den Paß zum Wasser abgeschnitten hat.

Sind sie in den Flüssen weit hinaufgegangen, so sammeln sich 50—60 Personen, spannen an 3—4 Orten Netzwände quer durch, und halten daran mit einigen Rähnen. Andere treiben sie mit großem Geschrey den Fluß herunter bis zu den Netzen, wo sie erschlagen werden. Solch ein Fang beläuft sich manchmal auf 60—100 Stück, welche für das ganze Land Thran zum Brennen liefern. Aus den Fellen macht man Riemen, Schuhe, Stiefel, Hosen, Säcke, worinn man allerley kamtschadalische Waaren ausführt; man macht selbst rothen Safran daraus, besonders bey den Tungusen und Tsaemenen, indem man sie zu Säcken näht, mit einem Absud von Erleurrinde anfüllt und oft in mäßigen Stunden mit einer Keule klopft, bis die Farbe durchbringt. Der Speck wird für die größte Leckerrey gehalten, und ist bey öffentlichen Gastmählern das erste Gericht. Das Fleisch ist man gekocht, und trocknet es im Winde als Wintervorrath. Den von Fleisch entblösten Kopf umwinden und zieren sie mit allerley Kräutern, und sprechen zu ihm: Sieh, wie wir dich behandeln! Wir haben dich gefangen, um dich gut bewirthen zu können. Von selbst kommt ihr nicht zu uns, aus leerer Furcht. Laß dir nun das wohlgefallen, geh hin und sprich! zu deinen Verwandten von unserer Aufführung gegen dich, damit sie öfter zu uns kommen und sich auch also bewirthen lassen. Steller, Kamtschatka. 1774. 108.

2) Die grönländische (Ph. groenlandica, oceanica)

ist größer als die gemeine, 5—8 Schuh lang, aschgrau mit braunen Flecken, vorzüglich an den Seiten. O. Fabricius, Nat. Hist. Sellkabs Skr. Kioebenh. 1790. I. 87. tab. 12. fig. 1. Lopechin, Acta petrop. 1777. 259. tab. 6. 7.

Dieses ist die gemeinste Gattung in der Nähe des Eis-

meers, aus dem aber die meisten des Winters nach Süden ziehen, an America bis zum 43°. Ihre Lebensart und ihr Fang stimmen mit der unserigen überein. Sie ist eigentlich die gemeine Art jener Länder, wird daher zu vielen Tausenden von jenen Einwohnern getödtet und gegessen. Sie fressen alle Arten von Fischen, besonders die Scorpion-Groppe und den arctischen Lachs, auch Sardellen und kleine Krebse; paaren sich im July und werfen Ende März ein junges auf dem Eise, weit vom Lande. Sie schwimmen auf dem Bauche, dem Rücken und der Seite, und schlafen auch bisweilen im Wasser. Aus dem Felle macht man Kleider, Decken zum Schlafen, zu Zelten und Mägen u.f.w.; sie liefern den Inwohnern Speck, Thran, Fäden u.f.w., und sind den Grönländern Eins und Alles. Wenn sie genug daran haben, so bedürfen sie nichts weiter zu ihrem Glücke. O. Fabricius, Fauna Groenl. II. Thicnemann 104. Taf. 14—21.

Nach Martens gibt es auf Spitzbergen nur wenig, dagegen auf dem Eise gegen Westen in so unglaublicher Menge, daß Walfischfänger sich manchmal daran erholen, wenn sie in ihrem Fange nicht glücklich gewesen sind. Wo sich viele aufhalten, ist kein guter Walfischfang, weil sie, wie man glaubt, ihnen die Nahrung wegfressen. Ihre Farben sind von allerhand Art; meist bunt gefleckt, wie Tiger, etliche schwarz mit weißen Flecken; auch gelb, grau, röthlich, Summa von allerhand Art Farben, aber nicht von so hohen, daß man sie etwa mit einer schönen Blume vergleichen könnte. Sie schreyen wie heifere Hunde, die kleinen mauern wie die Katzen; sie gehen, als wenn sie hinten lahm wären; sie klettern hoch auf das Eis und schlafen daselbst, besonders bey schönem Sonnenschein. Wenn es aber stürmt, so müssen sie sich davon machen, weil die Wogen heftig darauf schlagen. Um sie zu fangen, steigt man auf die Eisfelder mit großem Geschrey, wovon sie halb bestürzt werden, neugierig horchen, die Nase in die Höhe halten, den Hals lang ausstrecken, wie ein Windhund, und schreyen. Während dieses Schreckens schlägt man sie mit Handspießen oder mit Stöcken auf die Nase, wovon sie halb todt niederfallen, sich aber bald wieder ermuntern.

Manche stellen sich auch zur Wehr und beißen um sich, eilen sogar dem Menschen nach und kommen, ungeachtet ihres lahmen Ganges, eben so geschwind fort; sie schlingen sich wie ein Aal. Andere laufen nach dem Wasser und spritzen, wie die Reiher, einen gelben Unflath gegen den Jäger; sie sinken übrigens auch häßlich von Natur. Andere stehen mit halbem Leibe aus dem Wasser, und sehen zu, was auf dem Eise vorfällt. Die größten sind 8 Schuh lang und geben  $\frac{1}{2}$  Tonne Speck, woraus man den besten Thran brennt; er liegt 3—4 Finger dick zwischen Haut und Fleisch, und läßt sich wie Haut abziehen; das Fleisch ist ganz schwarz, und wird nicht gegessen, weil es sehr thranig schmeckt. Sie haben ein sehr zähes Leben, wälzen sich und beißen noch, wann das Blut abgelaufen und die Haut abgeschunden ist. Martens, Spitzbergen. 75. T. P. a.

3) Die Bart-R. (*Phoca barbata*)

ist die größte im Norden, 10 Schuh lang, grau, oben ins Braune, mit einem schwärzlichen Kreuz auf der Nase, die Schnurrhaare sehr lang, glatt und weiß.

Findet sich ebenfalls im ganzen Norden, aber nicht so häufig wie die vorige. Man stellt ihr wegen des großen Felles, welches 10—12 Thaler kostet, so wie wegen des vielen Specks, sehr begierig nach. Sie ist sehr furchtsam, und hält sich daher während der Paarungszeit weit vom Lande. Der Speck wird meistens gegessen und selten gebrannt; aus dem Felle macht man keine Kleider, aber Decken, Riemen, Schnüre zu Fischangeln u. dergl. O. Fabricius, Fauna Groenl. pag. 15. Thienemann 23. T. 1—4. Buffon XIII. 343. Grand phoque; Parson, Phil. Trans. 42. p. 381. tab. 1. fig. 1.

In Kamtschatka heißen sie Lavtagi, und werden vom 56. bis 64. Grad gefangen; sie sind größer als ein Och. Aus dem Fell machen die Einwohner Schuhe, Sriesel, Riemen, nähen mehrere an einander und machen daraus Schiffe, daß 20—30 Mann darinn Platz haben. Steller, Kamtschatka 1774. 107.

b. Andere haben oben und unten nur 4 Schneidzähne, aber stumpfe, kegelförmige Backenzähne mit einer kleinen Spitze nach vorn und hinten.

4) Die Mönchsrobbe (*Ph. monachus*), Moine,  
wird 10—12 Schuh lang, ist dunkelbraun, unten weiß;  
Hinterfinnen ohne Nägel. BÉLON, Poissons pag. 25. fig. 26.  
Rondelet, Pisces 1554. 453. Fig. Jonston tab. 44.  
Tournefort, Voyage II. 8. 28. Buffon, Suppl. VI. 310.  
tab. 44. Phoque à ventre blanc. Camus, Aristoteles  
II. 632.

Dies ist die einzige Gattung, welche sich im Mittelmeer  
aufhält und anderswo nicht vorkommt; daher ist es auch ohne  
Zweifel diejenige, welche die Griechen und Römer am besten  
gekant haben.

Aristoteles hat uns Folgendes von ihr aufbehalten:  
die Robbe (*Phoca*) athmet nicht Wasser, sondern Luft, schläft  
auch und wirt am Strande, wie die Landthiere.

Da sie aber den größten Theil ihres Lebens im Meere zu-  
bringt, und auch daraus ihre Nahrung zieht, so gehört sie unter  
die Wasserthiere. Sie bringt 1 oder 2 Junge hervor, höchstens  
3, und säugt dieselbe mit Milch, wie die vierfüßigen Thiere.  
Sie wirt zu jeder Zeit des Jahrs, meistens jedoch bey dem  
Aufgange der Capellen (October). Nach dem zwölften Tage  
führt sie die Jungen ins Meer, und gewöhnt sie allmählich  
daran. Sie schreiten nicht, sondern kriechen auf dem Bauche,  
weil sie sich nicht auf die Füße stützen können. Sie kann sich  
strecken und verkürzen, weil sie fleischig und weich ist, und die  
Knochen knorpelig sind [was bekanntlich nicht richtig ist]. Wegen  
des fleischigen Leibes ist sie nicht leicht zu tödten und zu ver-  
hindern, daß sie sich wehrt, wenn man sie nicht an die Schläfen  
trifft. Ihre Stimme gleicht der der Rinder (VI. 11. 3.). Sie  
hat keine Gallenblase (II. 11. 5, ebenfalls unrichtig). Sie hat  
sägenförmige Zähne (II. 3. 9.).

Plinius erzählt dieses nach, und setzt noch allerley hinzu:  
Unter den Gewächsen wird der Lorbeerbaum nie vom Blitze ge-  
troffen, und er dringt auch nie tiefer als 5 Schuh in die Erde;  
daher halten sich furchtsame Menschen in Höhlen für sicher, oder  
unter Zelten von Meerkalbsfellen, weil dieses das einzige Thier  
ist, in welches der Blitz nicht schlägt (II. 55. *Vitalus marinus*

et Phoca). Das Meerkalb zieht, wie der Frosch, seine Nahrung vom Wasser und vom Land, gleich dem Biber. Es bricht seine Galle aus, welche zu vielen Arzneyen gut ist; dergleichen einen geronnenen Saft, gut gegen die fallende Sucht. Dieses thut es, um sich zu retten, weil es weiß, daß man ihm deshalb nachgeht (VIII. 31.). Es athmet und schläft am Lande (IX. 8.). Die Meerthiere, welche mit Haaren bekleidet sind, bringen Junge hervor, wie der Walfisch und das Meerkalb, welches, wie das Vieh, dieselben auf dem Lande absetzt, bisweilen mehr als 2, und sie mit Milch ernährt. Erst nach dem zwölften Tage führt es das Junge ins Meer und gewöhnt es allmählich daran. Trifft man es nicht auf den Kopf, so sind sie schwer zu tödten. Ihre Stimme ist ein Blöken, daher nennt man sie Kälber. Man kann sie abrichten, daß sie mit Blick und Stimme die Zuschauer begrüßen und mit einem garstigen Geschrey antworten, wenn man sie bey Namen nennt. Kein Thier hat einen western Schlaf. Mit den Finnen, welche sie im Meere gebrauchen, kriechen sie auch auf dem Lande. Der abgezogene Pelz soll immer die Empfindung vom Meere behalten, und sich zur Zeit der Ebbe sträuben; die rechte Finne soll, unter den Kopf gelegt, Schlaf verursachen (IX. 13.). Sie können, wie die Frösche, lange untertauchen (XI. 38. 72.). Es hat keine Ohrmuscheln, sondern nur Löcher (XI. 37. 50.); auch keine Knochen, sondern bloß Knorpel (IX. 38. 87.). Sein Speck vertreibt die Flechten und den Ausatz (XXXII. 7.). Sein Lab ist gut gegen Halsweh (XXVI. 4.); die Fallsüchtigen trinken es mit Pferd- oder Eselsmilch, oder mit dem Saft von Granatäpfeln (XXXII. 9.); auch gibt man es den Schlassüchtigen zum Riechen (XXXII. 10.).

Sie wird bisweilen herumgeführt und in einem Zuber oder viereckigen Behältniß gezeigt. Eine solche hat Hermann von Strassburg 1778 beobachtet. Sie war 9 Schuh lang; ganz schwarz, mit verschiedenen weißen Flecken, namentlich in der Mitte des Bauches, 2 Schuh lang und  $1\frac{1}{2}$  breit, ziemlich viereckig und ausgezackt; der Kopf und die Kehle geschückt, und auf dem Rücken eine Menge weißlicher Striemen. Die Haare sehr kurz, 4 Linien lang, fein und glatt aufliegend, aber struppig,

wenn das Thier trocken ist, woher wahrscheinlich die Sage bey Plinius kommt, daß sich die Haare am abgezogenen Balg zu Zeiten aufrichten. Der Kopf ist ziemlich platt, und hat Aehnlichkeit mit dem der Fischotter; die Naslöcher können zusammengezogen werden, daß sie wie eine schmale Rinne aussehen; sie öffnen sich weit bey dem Athemholen, Schnauben und Niesen, wobei ein schaumiger Roß ausgeworfen wird, als wenn es den Zuschauern zum Poffen geschähe; das Schloch ist dreyeckig; die Ohrlöcher stehen so weit hinter den Augen, als die Naslöcher davor, und sind nicht größer als eine Erbse; die Bartborsten stehen in 5 Reihen, sind 7 Zoll lang, weiß und glatt; das Maul klein. Schneidzähne oben und unten 4, Eckzähne nur 1 Zoll lang, überall 5 zackige Backenzähne; die Zunge glatt und etwas ausgekerbt; der Hals kurz und dicker als der Kopf; der Rücken flach, der übrige Leib rundlich.

In der Ruhe legt das Thier die Füße nach hinten, hart an den Leib; wann es sich aber fortschleppt, so steht der Vorderarm fast senkrecht, und die Hand gerade vom Körper ab; kann auch damit die Nase reiben und puhen, aber nicht mit den hinteren Füßen, kann auch dieselben nicht unter den Leib schlagen und nichts weiter.

Die Hinterfüße sind viel größer und breiter als die vordern, und können sich kreuzen. Der Schwanz ist kaum  $\frac{1}{2}$  Schuh lang. Etwas hinter dem Nabel liegen 2 Rippen, von der Größe einer Haselnuß.

Während des Tags lag sie im Wasser, in das man eine Schaale Salz zu werfen pflegte, des Nachts in Schilfmatten. Ihr Schlaf war sehr leise, und der geringste Pfiff des Wärters oder eine Fliege konnte sie aufwecken; sie schlief ungefähr 5 Stunden in einem fort, schnarchte sehr stark und gähnte bey dem Erwachen. Sie bekam des Tages 14 Pfund Fische, meistens todte Weißfische, manche nur 4 Zoll lang, die sie sich gut schmecken ließ. Sie nahm sie aus dem Wasser, aus den Händen des Wärters oder der Zuschauer, und sieng sie auch sehr behende in der Luft auf; sie ergriff sie bey dem Kopfe, drückte und schüttelte sie im Wasser einigemal hin und her, und verschluckte sie dann

auf einmal, bisweilen ganz. Außer dem Wasser kann sie nicht fressen, und hat daher anfangs, ehe man es wußte, viele Tage gefastet, gleich nach dem Fange 14 Tage lang aus Verdruß, und einmal, weil man keine Fische schaffen konnte, 5 Tage, ein andermal 8 Tage lang. Fleisch gab man ihr nicht, weil eine andere, die man aus Sparsamkeit damit fütterte, gestorben ist. Salat, den man ihr vorwarf, rührte sie nicht an.

Seitdem sie gefangen worden, das ist seit Jahresfrist, soll sie um 1 Schuh gewachsen seyn. Der Urnath ist flüßig, bräunlichgelb und nicht besonders stinkend. Die Stimme ist kurz, wie eines heifern Hundes, und kommt etwa auf wa wa heraus, hintennach zu Zeiten etwas heulend, jedoch gar nicht stark. Sie war ihrem Wärter sehr ergeben und gehorsam, suchte ihn auf und gieng zu ihm, wenn er sich in der Entfernung blicken ließ, ließ sich von jederman betasten, streicheln und mit einem Bindfaden nach allen Seiten messen. Auf Befehl des Wärters wälzte sie sich sowohl im Trocknen als im Wasser wiederholt herum, reichte ihm selbst, auf dem Rücken liegend, die eine und die andere Pfote, nahm ihm mit ihrem Rachen die Spießgerte aus dem Munde, ließ sich Haare ausraufen, den Rachen öffnen und die Faust hineinstecken. Die Kälte soll ihr empfindlich seyn. Die Hunde konnte sie nicht leiden, schrie und schnob nach ihnen, und suchte sie durch Zahnklappern zu entfernen. Das lezte thut sie auch, wenn sie Hunger hat. Ich halte sie für ein gutmüthiges, von Ansehen nicht wildes, doch auch nicht ausnehmend freundschaftliches Thier, das in seiner gewöhnlichen Lage ohne Argwohn, mit unbesorgtem Blick auf das schaut, was um es vorgeht. Sein Stand der Ruhe, worinn ihm seine große Fettigkeit und sein Unvermögen, sich stark zu bewegen, ein noch fauleres Ansehen geben, macht mit derjenigen Stellung, worinn es den Vorderleib aufrichtet und ein schönes, breites Bruststück und einen nicht übel geformten Kopf mit lebhaften Augen darbietet, einen starken Contrast. Diese Stellung nimmt es an, wenn man ihm einen Fisch zeigt, wobey es, auf den Vorderpfoten stehend, sich in die Höhe reckt, und die Augen nicht von dem Fische abwendet. In dieser Lage kann man es wirklich ein schönes Thier

nennen. Außer seiner Gelehrigkeit war es auch sehr neugierig. Des Morgens legte es sich mit seinem Vorderleib und ausgebreiteten Pfoten auf das Seitenbrett, und begaffte die Zuschauer. In dieser Stellung sah es von hinten einem schwarzen Mönch nicht unähnlich, indem sein glatter runder Kopf einen in eine Kapuze gehüllten Menschenkopf, und seine Schultern mit den kurzen ausgestreckten Füßen, zweien unter einem Scapulier hervorragende Ellenbogen vorstellten, von denen eine lange, ungefaltete, schwarze Kutte sich herabsenkt. Das Thier wurde von Italiänern geführt, und kam aus dem adriatischen Meer. Dabey stehende Personen von Marseille sagten, daß man dergleichen zu Zeiten in Thunnfischnezen fange. Die Länge betrug 8 Schuh, Umfang 5, des Halses 3, des Kopfes  $2\frac{1}{2}$ ; Länge der Vorderfüße 1 Schuh 5 Zoll. Hermann in Berl. Beschäftigungen IV. 1779. 456. T. 12. 13.

Im Jahr 1815 wurde wieder eine herumgeführt. Sie war eben so zahm, und machte dieselben Kunststücke. J. Wolfs Abbildungen. 1816. 4. S. 17. T. 4.

c. Andere haben auch oben und unten 4 Schneidzähne; die Backenzähne zusammengedrückt und dreyslappig.

4) Die Mützen-Robbe (Ph. cristata, leonina F.), Klappmütze,

wird 8 Schuh lang; auf der Stirn eine blasenartig ausdehnbare Haut mit einem Kiel in der Mitte; bey dem Männchen kann sich auch die Nase seitwärts aufblasen; die Färbung schwarz mit grauen Flecken, Kopf, Schwanz und Füße ganz schwarz; die ein- und zweyjährigen fast schneeweiß, nur der Rückgrath braun. Buffon VII. 193. Egede, Grönland T. 6.

Diese sonderbare Robbe scheint sich nur im europäischen Eismeer zu finden, besonders an Grönland, wo sie sich meistens im hohen Meer aufhält, und nur vom April bis zum Juny sich dem Lande nähert. Sie schläft meistens auf dem Eise, bellt und heult wie ein Hund, bläst ihren Kamm und die Naslöcher auf, wenn sie angegriffen wird, um, wie es scheint, die Augen zu schützen; ist bissig, und daher findet man selten eine ganze Haut. Verwundet geht sie selbst auf den Jäger los; unversehens aber

überrascht, vergießt sie Thränen. Man fängt sie, und braucht ihre Theile, wie von andern, zu Decken, Zelten, Röhren, Säcken, Kleidern, die Därme zu Fenstern u.s.w. O. Fabricius, Fauna Groenl. 7.

d. Andere haben oben 4, unten nur 2 Schneidzähne und überall 5 einwurzelige, knollige Backenzähne, mit einer kleinern stumpfen Spitze.

5) Die Rüssel-Robbe (*Ph. proboscidea*, *leonina* L.), Ansons Meerlöwe,

ist die größte von allen Robben, und erreicht eine Länge von mehr als 20 Schuh; braun, mit einem kurzen Rüssel bey dem Männchen, welcher sich ebenfalls ausblasen kann.

Dieses ungeheure Thier kommt nur auf der südlichen Erdhälfte vor, von Chili bis Neuhollland.

Dampier hat dieses Thier zuerst beschrieben unter dem Namen Seelöwe (I. 90. IV. 15.), später Anson unter demselben Namen (*Voyage* 122. tab. 13.), sodann Peronetty unter dem Namen Meerwolf (*Voyage* II. 40. tab. II. fig. 1.), Molina unter dem Namen Elephantenrobbe (Chili 248.), endlich Peron unter dem Namen Rüsselrobbe (*Voyage* II. 34. tab. 32.).

Dampier fand sie auf der Insel Fernandez und an der Westküste des magellanischen Landes, gibt ihnen die Dicke eines Ochsen, die Länge von 14 Schuh. Ein einziges liefert ein Dychofthiran, der sehr gut an Braten zu gebrauchen ist. Das Fleisch schmeckt schlecht. Sie halten sich zuweilen ganze Wochen lang auf dem Lande auf, liegen zu 3 oder 4 beysammen, grunzen wie die Schweine und machen einen fürchterlichen Lärm. Fische scheinen ihre gewöhnliche Nahrung zu seyn. *Voyage* 1715. 118.

Der Admiral Anson fand sie von da an bis an die magellanische Meerenge, vorzüglich auf den Inseln in Gesellschaften, welche während des Sommers gern im Meer herumstreifen, gegen den Winter aber sich auf die Inseln zurückziehen, um sich zu paaren. Sie wälzen sich gern im Schlamm, und schlafen darinn wie die Schweine, während eine auf einem erhöhten Orte Wache steht und im Falle eines Ueberfalls die andern mit schrecklichem

Brüllen benachrichtigt. Die Männchen kämpfen oft wüthend mit einander, und daher sieht man selten welche, ohne die Haut voll Narben. Der Sieger zieht dann mit einer Menge Weibchen durch das Meer. Sie sind viel fetter als irgend eine andere Gattung, und liefern daher viel Del. Voyage I. 172.

Vernetty und andere trafen sie auf den Malwinen, wo sie gewöhnlich im Schilf, 2 oder 3 beysammen, schlafen. Sehen sie jemanden auf sich zukommen, so richten sie sich auf die Vorderfüße, sperren den Rachen so weit auf, daß eine schuhdicke Kugel hineingienge, blasen den Kamm auf und brüllen. Uebrigens sind sie träge und rühren sich nicht von ihrem Lager, wenn auch gleich welche neben ihnen todtgeschossen werden. Im Meer stecken sie zuweilen den Kopf heraus und sehen sich um mit schnellen Wendungen desselben. Sie fressen Gras, Fische und andere Thiere. Man sah eines einen sehr großen Pinguin verschlingen. Voyage II. 40. tab. 11. fig. 1.

An der Küste von Chili heißen sie Lame, und werden daselbst 22 Schuh lang und 15 im Umfange. Der Kamm ist eine drüsige Hervorragung, 5 Zoll hoch, die sich von der Stirn bis über die Lippe hinaus erstreckt. Dieser Rüssel mit den 4 Zoll hervorstehenden untern Eckzähnen geben ihm das Aussehen eines Elephanten. Die Ohrmuscheln erheben sich 5 Linien über das Haar, und sind beynah gestaltet wie die des Hundes. Das Haar ist kurz, dicht, weich und von verschiedener Farbe, bald castanienbraun, bald dunkelbraun, bald weißlich. Das Weibchen ist etwas kleiner und hat nur eine geringe Spur von Rüssel auf der Nase. Molina, Chili 248.

Peron hat dieselbe in großer Menge in Neuhollland entdeckt. Er bemerkt dabey, daß die Robben eigentlich sehr unglückliche Geschöpfe seyen, weil sie ihre Jungen am Lande absetzen müßten, wo sie nothwendig der Raub der großen Thiere, und besonders des Menschen würden, indem sie, unvermögend zu gehen, kein Mittel hätten sich zu vertheidigen. Das ist allerdings wahr: allein da sie sich nicht weit vom Wasser entfernen, so sind ihre Mittel sich zu retten, nicht geringer als bey andern Landthieren; und im Meere selbst haben sie fast keine

Feinde. Daher vermehren sie sich auch in zahlloser Menge, was man von keinem andern Thier von gleicher Größe sagen kann; und wenn sie sich nicht selbst immer unter einander bissen, so könnte man sie sehr wohl die glücklichsten unter allen Thieren nennen, denen es allein beschieden wäre, sich so weit zu vermehren, als sie zu fressen sänden, und nicht anders als vor Alter zu sterben. Indessen hat Peron ohne Zweifel recht, wenn er dafür hält, daß ihre Armuth an Vertheidigungs- und Rettungsmitteln Ursache sey, daß sie in so zahlreichen Haufen auf den unbewohnten Inseln aller südlichen Meere, wo es kaum ein Raubthier gibt, das viel größer als eine Katze wäre, ihre Zuflucht gesucht, und gleichsam daselbst ihr Reich gegründet haben. Sie bewohnen in Menge die Malwinen, Tristan d'Acunha, Sandwich, wo die Engländer regelmäßige Jagden gegen sie veranstalten, Kerguelensland, Insel St. Peter und Paul, Amsterdamburg, unzählbaren Heerden, Juan Fernandez, Neuseeland, Staatenland, Diemensland und alle Inseln um Neuhoolland.

Das größte Haarthier der südlichen Halbkugel ist nach dem Walpisch ohne Zweifel diese Robbe mit dem Rüssel. Sie war zwar schon früher, aber sehr unvollkommen bekannt. Zuerst wurde sie von den Holländern in der Beschreibung der Reise der berühmten Flotte des Prinzen Moritz von Nassau, 1623, entdeckt, und zwar auf der Insel Juan Fernandez. Sie nannten sie Meerlöwe (*Recueil des Voyages de la Compagnie etc. III. 710.*). Erst ein Jahrhundert nachher kamen wieder Nachrichten von derselben Insel durch Selfirk (*Rogers Voyage 1708. 136.*) und durch Dampier (*Voyage 1715. I. 90. IV. 15.*): dennoch hält man Anson für den ersten, der das ungeheure Thier bekannt machte, obschon seine Reise erst 1749 erschienen ist. Wenn auch seine Beobachtungen richtig sind, so ist doch die Abbildung m. v. ein Product der Phantasie und der Erinnerung an die Tritonen, als eine Nachahmung der Natur. Peronettys Abbildung ist nicht minder schlecht [und Perons Fingerringen kann man leider auch nicht loben]. Später ist es von mehreren Seefahrern gesehen worden. Man gab ihm unglücklicherweise den Namen Meerlöwe, obschon es keine Mähne hat,

und setzte ihm einen Kamm auf die Stirn, der ihm ebenfalls fehlt.

Die englischen Fischer in Neuhollland nennen es Meer-Elephant, und daher hat die Bay der Insel King, wo sie sich in größerer Menge sammeln, den Namen Elephanten-Bay erhalten. Das Thier hat allerdings durch seine riesenmäßige Größe, die Plumpheit seiner Formen, und besonders den Rüssel, Aehnlichkeit mit dem Elephanten. Es kommt in einer Länge vor von 20, 25, sogar 30 Schuh, und im Umfang von 15—18; die Färbung graulich, ins Bläuliche oder Schwärzliche; hat sehr lange und wie eine Schraube gewundene Schnurrhaare, sehr große Augen, starke Vorderfüße mit 5 kleinen Nägeln und einen sehr kurzen Schwanz. Die Nase ist in einen Rüssel verlängert, der sich im Born erhebt und 1 Schuh lang wird; er fehlt aber dem Weibchen und die Oberlippe ist sogar etwas ausgeschweift. Die Haare sind kurz.

Die Robbe kommt nur auf der südlichen Erdhälfte vor, und hält sich am liebsten auf wüsten Inseln auf, meistens in großen Haufen, vorzüglich auf den Inseln Hunter, King und Neujahr, aber nicht am westen Lande; auch in ganzen Heerden auf der Insel George, dem Kerguelens- und Staatenland, wo sich die Engländer beständig mit ihrem Fange beschäftigen. Ihre Gränzen sind der 35. und 55. Grad. Des Winters rückt sie dem Aequator näher, beginnt ihre Wanderungen im Juny und landet in solchen Schaaren an der Insel King, daß alle Gestade davon bedeckt sind. Einen Monat nachher werden die Jungen geworfen, und die Mütter bleiben bey ihnen wochenlang auf dem Lande, werden auch durch die Männchen verhindert ins Meer zu gehen. Sie haben nie mehr als ein Junges, welches im July geworfen wird, 4—5 Schuh lang ist und 70 Pfund schwer. Es saugt 8 Wochen lang, und während der Zeit frist kein Glied der Familie etwas, und keines geht ins Meer. Dasselbe hat schon Selkirk auf der Insel Fernandez beobachtet, wo sie im Juny ans Land gehen, und einen Flintenschuß vom Meer mit ihren Jungen bis Ende Septembers bleiben, ohne zu

fressen. Forster hat dieselbe Bemerkung an dem ächten Meerlöwen (*Phoca jubata*) gemacht auf Staatenland.

Die Säuglinge sind in 8 Tagen schon 4 Schuh länger und 1 Centner schwer; daher wird die Mutter zusehends mager, weil sie bloß von ihrem Fette zehrt. Nach 14 Tagen erscheinen die ersten Zähne, nach 4 Monaten sind alle heraus. Am Ende des dritten Jahrs ist das Thier 18—24 Schuh lang und ausgewachsen; die Männchen bekommen jetzt erst den Rüssel.

Sind die Säuglinge 6—7 Wochen alt, so werden sie ins Meer geführt; der ganze Haufen entfernt sich langsam vom Ufer, und kommt erst nach einem Monat, Ende Septembers, wieder zurück, um sich zu paaren. Es gibt dabey manche Zweykämpfe, wobey sie sich gegenüber legen, sich auf die Vorderfinnen stellen, den Rachen öffnen und auf einander losbeißen, wobey nicht selten die Augen und die Zähne verloren gehen. Sie scheinen sehr unempfindlich zu seyn: denn sie streifen fort bis zur gänzlichen Ermattung. Indessen bleibt selten einer auf dem Platz, und die Wunden heilen unbegreiflich schnell, wahrscheinlich, weil sie wegen der dicken Fettschicht nicht tief gehen. Die Weibchen sehen indessen gleichgültig zu. Nähert sich die Sonne dem Südpol (also gegen Weihnachten), so wird es ihnen zu heiß, und sie ziehen südwärts in kältere Gegenden; indessen bleiben doch viele auf der Insel King zurück, vielleicht aus Schwäche oder Krankheit.

Die meisten Robben wählen gern die Felsen zu ihrem Aufenthalt; die Rüsselrobber aber bloß sandige Ufer in der Nachbarschaft des süßen Wassers, in welches sie gern tauchen, und das sie mit Vergnügen zu schlürfen scheinen. Sie schlafen ausgestreckt auf dem Sand oder schwimmend im Wasser; im ersten Fall bleiben einige wach und machen bey Gefahr Lärm, worauf alle sich ins Meer werfen. Nichts ist sonderbarer als ihr Gang, eine Art von Kriechen, wobey die vorderen Finnen die einzige bewegende Kraft sind; ihr Körper scheint bey allen seinen Bewegungen zu schlottern, wie eine ungeheure, mit Gallert angefüllte, Blase. Das geht nicht bloß langsam und beschwerlich, sondern sie halten alle 20 Schritte an, indem sie vor Ermüdung

feuchten und unter ihrer eigenen Last erliegen. Stellt man sich während ihrer Flucht vor sie hin, so halten sie sogleich still, und zwingt man sie durch Schläge sich in Bewegung zu setzen, so scheinen sie sehr zu leiden; dabey wird ihr Augapfel, der sonst bläulichgrün ist, blutroth. Ungeachtet dieses beschwerlichen Ganges kriechen sie dennoch über 15—18 Schuh hohe Sandhügel, um jenseits in kleine Pfützen von süßem Wasser zu kommen. Sie ersetzen durch Geduld und Hartnäckigkeit, was ihnen an Gewandtheit und Behendigkeit abgeht.

Das Geschrey der Weibchen und jungen Männchen gleicht ziemlich dem Brüllen eines Ochsen; das der erwachsenen Männchen aber, wegen des langen Rüssels, dem Gurgeln eines Menschen, aber so laut und fürchterlich, daß man es von ferne hört und bey Nacht darüber wirklich in Schrecken geräth. Wenn die Sonne heftig brennt, so werfen sie mit den Vorderfüßen feuchten Sand auf den Rücken, daß sie davon ganz bedeckt werden und wie Felsenblöcke aussehen.

Auf dem Lande sehen sie deutlich nur in der Nähe, und hören auch schlecht. Sie sind sanft und verträglich; man kann ohne Furcht unter ihnen herumgehen, und nie hat man gesehen, daß sie auf einen Menschen losgegangen wären, wenn sie nicht aufs Heftigste gereizt wurden. Man kann zwischen ihnen baden, und kleine Robben von einer andern Gattung schwimmen sicher unter ihnen herum. Sie werden sogar zahm. Ein englischer Fischer hatte eines liebgewonnen und seine Kameraden vermocht, ihm nichts zu thun. Es lebte lang, friedlich und verschont, während die andern um es herum getödtet wurden. Der Fischer näherte sich ihm täglich, um es zu lieblosen, und in wenig Monaten hatte er es so zahm gemacht, daß er es zu sich rufen, ihm auf den Rücken steigen und den Arm in den Rachen stecken konnte. Zum Unglück bekam dieser Fischer einmal Streit mit einem Kameraden, und dieser hatte die Niederträchtigkeit, sein Lieblingsthier aus Rache zu tödten. Pernetty versichert sogar, seine Matrosen wären auf ihnen geritten, wie auf Pferden, und wenn sie nicht schnell genug giengen, so stachen sie sie mit Messern, und machten ihnen sogar Einschnitte in die Haut, um sie

zu einem hurtigen Gang anzutreiben. (Falklands Island. 1775. S.)

Nach der Meynung der Fischer leben sie nicht über 25—30 Jahr. Manchmal werden sie durch Stürme an Felsen geschleudert, wo sie zu Grunde gehen; auch kommen sie bisweilen voll Schrecken aus der Tiefe des Meeres heraus, mit großen Wunden bedeckt, aus denen sie Ströme von Blut verlieren. Die Fischer kennen aber kein so großes Thier in der Gegend, welches diese Wunden machen könnte. Wenn sie durch Stürme auf das feste Land geworfen werden, so laufen die Wilden herbey, umringen sie mit brennenden Fackeln, und stoßen ihnen dieselben, wenn sie das Maul aufsperrn, in den Rachen, woran sie ersticken. Dann reißt jeder ein Stück ab, und man ißt und schläft so lang, als etwas vorhanden ist. Dabey vereinigen sich die feindlichsten Stämme ganz friedlich; haben aber diese ekelhaften Gelage ein Ende, so gehen die Beleidigungen und die mörderischen Gefechte wieder an. Vor einigen Jahren erwürgten sie sich auf den Gebeinen eines beym Hafen Jackson gestrandeten Walfisches, nachdem sie ihn aufgefressen hatten.

Bisher waren diese Thiere auf ihren wüsten Inseln vor allen Feinden sicher; nun haben die englischen Fischer daselbst einen ordentlichen Fang eingerichtet, wo viele mit 15 Schuh langen Lanzen erstochen werden, und zwar mit sehr viel Geschicklichkeit. Man wartet nehmlich den Augenblick ab, wo das Thier den linken Fuß aufhebt, und durchbohrt ihm sodann das Herz. So fromm übrigens diese Thiere sind, so muß man doch beym Angriff vorsichtig seyn, weil sie in der Noth alle ihre Kräfte zusammen nehmen, um ihre Mörder abzuwehren. Bey der gehörigen Vorsicht kann das Aufsperrn des Rachens und das Zeigen der drohenden Zähne nur Schrecken erregen, aber wegen ihrer Schwerfälligkeit keine Gefahr bringen. Einem Matrosen des Admirals Anson wurde die Hirnschale zerschmettert. Die Weibchen wehren sich nie, sondern slichen, und wenn man ihnen den Rückweg versperrt, so schütteln sie sich, blicken verzweiflungsvoll vor sich hin und weinen heftig. Ich selbst habe ein junges Weibchen häufige Thränen vergießen sehen, während

ein bössartiger und grausamer Matrose ihm mit einem Ruder zum Zeitvertreib die Zähne einschlug. Ich hatte Mitleid mit dem armen Thier. Sein ganzer Rachen war voll Blut und die Thränen rannen ihm aus den Augen. Bey den Mezeleyen zeigen sie die größte Gleichgültigkeit, und suchen einander nicht beizustehen; auch sehen die übrigbleibenden gar nicht aus, als wenn sie bemerkten, was um sie geschieht. Merkwürdig ist es, daß die Verwundeten nicht ins Meer zurückkehren, sondern sich in das Innere des Landes schleppen, sich bey einem Baume niederlegen und den Tod erwarten. Dasselbe thun sie im Alter, wenn sie sich krank fühlen. Man kann sie übrigens mit einem Streich auf die Nase tödten, und die Engländer erstechen sie nur, damit das Blut auslaufe, weil dann der Thran besser werde. Es ist schrecklich manchmal anzusehen, wie ein roher Matrose unter diesen Heerden herumläuft, und davon eines nach dem andern zum Zeitvertreibe mit einem Prügel todt schlägt; auch kann man nicht begreifen, wie es kommt, daß ein Schlag auf die Schnauze diesen Thieren tödtlich ist.

In ihrem Magen findet man gewöhnlich eine Menge Schnäbel von Dintenschnecken, viel Meergras, Kies und Steine, nie Gräthen von Fischen oder Knochen von andern Thieren. Daß sie Gras fräßen, oder gar Baumblätter, ist durchaus unwahr. Der Magen enthält oft so viel Steine, daß man kaum begreift, warum die Wände nicht reißen. Forster hat einmal 12 runde Steine darinn gefunden, jeder 2 Faust dick.

Das Fleisch ist schwarz, thranig und läßt sich nicht essen; die Zunge allein ist schmackhaft, und wird eingesalzen theuer verkauft. Die Matrosen essen auch das Herz, obschon es hart und unverdaulich ist. Die Leber bey andern Gattungen wird sehr geschätzt, von dieser aber verursachte sie immer eine unüberwindliche Schläferigkeit, welche mehrere Stunden anhielt. Die Fischer halten das frische Fett für ein gutes Heilmittel, und wenden es allein gegen ihre Schnittwunden an, welche sie fast täglich erhalten. Auch sollen deßhalb die Wunden der Robben so schnell vernarben.

Großen Gewinn gibt die Haut. Sie kann zwar wegen der

Kurzen, steifen Haare nicht als Pelzwerk gebraucht werden, aber vortreflich als Ueberzug von großen Koffern und zu Pferd- und Kutschengeschirr; nur ist es Schade, daß die größten, wegen der vielen Narben, die schlechtesten sind. Sie kommt aber bey der Jagd wenig in Betrachtung. Das Fett ist die Hauptsache, sowohl wegen seiner Menge als der leichten Zubereitung und des vortreflichen Thrans. Die Speckschicht unter der Haut ist gegen 1 Schuh dick, und ein großes Thier kann 14—15 Centner liefern. Man zieht zuerst die Haut ab, und schneidet mit breiten Messern das Fett in langen Streifen weg, fast wie beym Walfisch, dann in kleine Würfel, in welcher Form es in ungeheuern Kesseln, bey schwachem Feuer, ausgeschmolzen und darauf in Tonnen gegossen wird. Das geht alles so schnell von Statten, daß 10 Mann täglich, die Zeit der Jagd mitgerechnet, 30 Centner Thran machen können, welcher hell, geruchlos und in jeder Hinsicht vortreflich ist, sowohl zu den Speisen als in die Lampe. Man führt ihn nach England, wo er zu häuslichen Bedürfnissen, vornehmlich aber in den Tuchmanufacturen zum Schmeidigen der Wolle angewendet wird. Die Gallone (8 Pfund) kostet 6 Schilling oder etwa 3 Gulden.

Dieser ungeheure Gewinn hat gemacht, daß die Engländer auch eine Robbenschlägerey auf Kerguelensland, auf Sandwich, dem Staatenland und auf den Malwinen eingerichtet haben, so daß man einer baldigen Vertilgung dieser ungeheuern und unschädlichen Thiere entgegen sehen muß. Sie haben nicht einmal den Vortheil, wie die Walfische, daß sie sich in das ewige Eismeer retten können. Es gibt auch kein leichteres Geschäft und keinen einträglicheren Handel, als den mit den Häuten und dem Thran dieser Thiere. Um 12 Uhr Mittags, sagt Coreal (Voyage II. 180.), gieng ich mit 40 Mann ans Land; wir umringten die Meerwölfe, und in einer halben Stunde hatten wir 400 erschlagen. Mortimers Leute tödteten binnen 8 Tagen auf der Rheede Flaming 1200 Robben, und nahmen die Häute mit; hätten sie einige Tage länger auf die Jagd wenden können, so würden sie mit leichter Mühe mehrere Tausend bekommen haben. Cook fand alle Inseln in der Nachbarschaft des Staaten-

lands mit Meerlöwen, Meerbären u.f.w. angefüllt. Die meisten Häute gehen nach China, wo man für eine 3 Piaster oder gegen 8 fl. bekommt. Außer der Rüsselrobbe wird auf den meisten Südinfern auch die große Eibenrobbe (*Phoca jubata*) in Menge gefangen. Perons Reise 1819. II. 27. T. 32.

B. Robben mit Ohrmuscheln.

Haben kurze Ohrmuscheln, fast unbewegliche Vorderzehen, die hinteren mit einem verlängerten Hautlappen, überall kleine und flache Nägel; die 4 mittleren Vorderzähne durch eine Quersfurche zweyschneidig, die Backenzähne kegelförmig, mit 2 kurzen Nebenspißen; die Füße stärker entwickelt und freyer.

6) Die Bärenrobbe (*Phoca ursina*)

wird 8 Schuh lang; die Haare steif und struppig, schwarz bey dem Männchen, grau bey dem Weibchen, mit untermischter brauner Wolle. Buffon, Suppl. VII. tab. 47. Schreber I. Taf. 82.

Dieses Thier findet sich bloß im Norden, zwischen Asien und America, vorzüglich auf der Beringsinsel, hat im Kopf und Leib viel Aehnlichkeit mit dem Bären, ist aber viel größer, 6 $\frac{1}{2}$  Schuh lang, Umfang 5, Füße 2 lang und 1 breit, Schwanz 2 Zoll, Ohren 1 $\frac{3}{4}$ ; oben 6 Vorderzähne, wovon die 4 mittleren eine quergefurchte Schneide haben; Eckzahn 8 Linien lang, 6 Backenzähne; unten 4 Vorderzähne und 5 Backenzähne. Sowohl die Vorder- als die Hinterfüße sind viel freyer als bey anderen Robben; sie können ziemlich darauf stehen und gehen, fast wie gewöhnliche Thiere, jedoch die hinteren Sohlen nicht vorwärts schlagen; die Hände und Sohlen nackt und schwarz; die Nägel sehr klein und dünn, sind völlig unbrauchbar. Sie setzen sich auf Felsen und stemmen die Vorderfüße auf, wie ein Hund; mit den Hinterfüßen können sie sich den Kopf kratzen; indessen strecken sie beym Gehen dieselben nur seitwärts aus. Es entstehen daher im Sande schlangenförmige Furchen vom Hinterleibe. Die Haare sind länger als bey der gemeinen Robbe, und bey alten Männchen werden die am Halse 2 Zoll lang und schwarz. Man kann wegen dieser starren Haare die Felle nur zum Beschlagen der Kisten brauchen und als Sohlen unter die

Schneeschuhe. Die Bauern verbrämen damit auch ihre Pelze. Aus den Fellen der ganz jungen macht man jedoch werthvolle Kleider.

Das Fett unter der Haut ist 4 Zoll dick, schneeweiß und wird nicht von selbst flüssig, wie bey der gemeinen Robbe, sondern muß ausgebraten werden; dann gerinnt es aber wieder wie Schmalz. Das Fleisch von alten schmeckt schlecht, von jungen aber, besonders von weiblichen, sehr gut, fast wie Spanferkel. Man bekommt es überall zu essen. Die Därme sind 120 Schuh lang, also 15mal länger als das Thier, und dünn, wie bey den Wiesel; das ovale Loch im Herzen offen; Gallenblase. Sie haben 2 Zehen in den Weichen.

Die Russen nennen dieses Thier Kot.

Man fängt sie nur zwischen dem 50. und 56.° auf den Inseln, nicht aber am westen Lande, weil sie selten dahin kommen. Im Frühjahr bekommt man nichts als Weibchen, kurz ehe sie werfen, und diese Jungen sind es, welche die schönen, feinen Pelze liefern. Sie ziehen dann nach Norden, so daß man vom Anfang des Juny bis zum Ende des Augusts keine mehr sieht; dann kehren sie mit ihren Jungen nach Süden zurück, und zwar ganz mager und kraftlos. Die Einwohner wundern sich daher sehr, daß sie zu Zeiten in so ungeheuren Heerden kommen und wieder verschwinden. Man glaubt, daß sie in Japan überwintern, also in einem ziemlich warmen Lande, unter dem 40.°, oder am Compagnie-Land unter dem 46.° Nordbreite.

Sie werfen 1, selten 2 sehende Junge mit 32 Zähnen; die Eckzähne noch verborgen. Sind mit sehr feiner und glänzend schwarzer Wolle bedeckt. Die Mütter liegen mit denselben heerdenweise am Strande, und bringen die meiste Zeit mit Schlafen zu, die Jungen aber spielen und streiten mit einander, wie junge Hunde. Der Vater steht dabey und steht zu; zanken sie sich aber, so kommt er brummend herbey, jagt sie aus einander, küßt und leckt den Sieger, stößt ihn mit dem Maul auf den Boden und freut sich, wenn er sich ernstlich widersetzt. Aus Jungen, die faul und müßig sind, machen sie sich nichts; daher sich

einige beständig bey der Mutter, andere beym Vater aufhalten. Ein Männchen hat 8—15 Weibchen, und bewacht dieselben sehr sorgfältig. Obgleich viele Tausende am Strande beysammen liegen, so sieht man sie doch allzeit in Heerden getheilt, wovon jede eine besondere Familie ist. Ein Männchen hält mit seinen Weibchen, Söhnen und Töchtern zusammen; dabey bleiben auch die Jährlinge, weil sie noch keine Weibchen haben. Eine solche Familie besteht oft aus 120 Stück, und in solchen Haufen schwimmen sie auch im Meer herum. Die alten Männchen aber sondern sich ab, werden sehr fett und kommen allein auf die Inseln. Sie sind sehr mürrisch und grausam, bleiben einen ganzen Monat auf dem Lande, ohne Speise, und schlafen beständig. Was vorbehey geht, fallen sie mit äußerster Grausamkeit an; sie sind so wild und hochmüthig, daß sie hundermal lieber stürbey, als von ihrem Orte wichen. Sehen sie Menschen, so gehen sie denselben entgegen, halten sie auf, ein jeder besetzt seinen Ort und macht sich fertig zum Schlagen. Auf einer Reise, wo wir sie nicht umgehen konnten, mußten wir uns in einen Streit einlassen und Steine nach ihnen werfen. Sie bissen in dieselben, wie Hunde, erfüllten die Luft mit einem gräulichen Gebrüll und setzten uns immer heftiger zu. Wir trachteten daher ihnen die hervorragenden Augen auszuschlagen und die Zähne mit Steinen entzwey zu werfen; solch ein verwundetes und geblendetes Thier wich aber dennoch nicht von seinem Platze; wenn eines nur irgend einen Schritt zurückweicht, so wird es von den andern mit den Zähnen übel zugerichtet, und so kann man bisweilen auf weite Strecken eine Menge Zweykämpfe sehen. Während dieser Zeit kann man frey neben ihnen vorbeheygehen. Die im Meere befindlichen sehen eine Zeit lang dem Kampfe zu, gerathen aber dann auch in Wuth, kommen heraus und mengen sich in das Blutbad.

Ich habe oft einen mit meinem Cosacken angegriffen und ihm nur die Augen ausgeworfen; sodann 4—5 andere mit Steinen geworfen, daß sie mich verfolgten. Ich floh nun zu dem Blinden, und da dieser nicht wußte, ob seine Cameraden ebenfalls flohen, so fiel er sie an, und biß sich etliche

Stunden mit ihnen, während ich von einem erhöhten Orte ruhig zusah. Floh er ins Wasser, so wurde er herausgezogen, endlich todtgebissen, und schon in den letzten Zügen vom Polarsuchs angefressen. Oft streiten 2 eine Stunde lang mit einander; dann legen sie sich hin, lechzen und erholen sich; darauf stehen sie wieder auf, stellen sich wie Fechter gegen einander, neigen die Köpfe und hauen, wie die Eber, von unten nach oben. So lange beide bey Kräften sind, hauen sie nur nach den Vorderfüßen; dann packt der stärkere den andern mit dem Rachen am Leibe, und wirft ihn zu Boden. Sobald dieses die Zuschauer erblicken, laufen sie herbey, um, wie Secundanten, dem Unterdrückten Hilfe zu leisten. Nach dem Streite gehen sie ins Wasser, um ihren Leib abzuspülen. Ende July ist selten einer zu sehen, der nicht mit Wunden bezeichnet wäre.

Sie liefern ihre Schlachten um dreyer Ursachen willen: die allerblutigsten wegen der Weibchen, eine andere wegen des Lagerplatzes, und endlich eine, um Frieden zu stiften. Die Weibchen tragen die Jungen im Maule fort. Lassen sie aber dieselben bey einem Angriff im Stich, so werden sie von dem Männchen in die Höhe und an Felsen geworfen, daß sie halb todt liegen bleiben. Sind sie wieder zu sich gekommen, so kriechen sie, wie ein Wurm, dem Männchen demüthig zu Füßen, küssen sie, und vergießen Thränen in solcher Menge, daß sie, wie aus einem Destillierhelm, auf die Brust herabtröpfeln und sie ganz naß machen. Dabey geht das Männchen mit beständigem Brummen hin und her, wendet die Augen gräulich herum und wirft den Kopf von einer Seite zur andern, nach Art der Landbären. Sieht es endlich, daß man seine Jungen fortträgt, so weint es wie das Weibchen, daß die ganze Brust bis an die Füße naß wird. Schwer verwundet oder beleidigt weinen sie ebenfalls, wenn sie sich nicht rächen können. Uebrigens habe ich auch wahrgenommen, daß die gemeinen Robben ebenfalls weinen, wenn sie gefangen sind.

Außer der Absicht, auf den gegen Osten gelegenen wüsten Inseln ihre Jungen zu werfen, ziehen sie im Frühjahr auch ohne Zweifel dahin, um durch Ruhe, Schlaf und dreymonatlichen

Hun  
die g  
und  
sehen  
brütte  
Haut  
gegen  
meln  
ander  
dabey  
und  
zum  
genom  
nach  
Gerä  
Ein  
stark  
dem  
mit d  
chen  
dassell  
sich in  
deln  
Rück  
samme  
wen  
leise  
Mens  
destow  
ergriff  
Auch  
wenn  
Sie  
wunde  
D

Hunger sich der allzubeschwerlichen Fettigkeit zu entledigen, wie die Landbären zur Winterzeit: denn während des Juny, July und Augusts bleiben sie an derselben Stelle wie ein Stein liegen, sehen einander an oder schlafen, gähnen, strecken sich aus und brüllen, ohne das Geringste zu fressen; sie werden mager und die Haut hängt so locker um sie, wie ein Sack. Die jüngeren dagegen, welche weniger fett sind, paaren sich im July und tummeln sich munter herum. Sie benehmen sich dabey nicht wie andere Thiere, sondern wie Menschen. Ich habe einmal einem dabey eine Maulschelle gegeben, worüber es zwar zornig wurde und brummte, aber doch sein Geschäft noch  $\frac{1}{4}$  Stunde fortsetzte.

Sie haben dreyerley Laute. Auf dem Lande plärren sie zum Zeitvertreib, wie die Kühe, wenn man ihnen die Kälber genommen hat; im Kampfe brüllen und brummen sie wie Bären; nach erhaltenem Siege machen sie ein lautes und wiederholtes Geräusch, wie die Gryllen, die sich in den Häusern verstecken. Ein verwundeter und von den Feinden überwältigter seufzet sehr stark und faucht wie eine Kaze oder Meerotter. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib, streicheln die Brust mit den Hinterfüßen und legen die Haare zurecht. Das Männchen legt die Lippen an die Lippen des Weibchens, als wenn es dasselbe küssen wollte. Wenn die Sonne scheint, so legen sie sich in die Wärme, halten die Hinterfüße in die Höhe und wedeln damit wie schmeichelnde Hunde. Bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, bald auf einer Seite, bald zusammengerollt. Obschon sie vest schlafen, so erwachen sie doch, wenn ein Mensch auch noch so sachte heranschleicht. Ob sie so leise hören oder so gut riechen, weiß ich nicht.

Die Alten laufen selbst nicht vor einem ganzen Haufen von Menschen davon, sondern machen sich fertig zum Streit; nichts desto weniger habe ich auch gesehen, daß ganze Heerden die Flucht ergriffen haben. Pfeift man, so fliehen die Weibchen sogleich. Auch stürzen sich ganze Heerden zu vielen Tausenden ins Meer, wenn sie unvermuthet mit großem Geschrey übersallen werden. Sie schwimmen dann beständig am Strande hin und her, und wundern sich über die ungewöhnlichen Gäste. Sie schwimmen

so schnell, daß sie leicht in einer Stunde 2 deutsche Meilen zurücklegen. Werden sie harpuniert, so ziehen sie den Kahn so reißend nach sich, daß er zu fliegen scheint, kehren ihn auch wohl um, wenn die Schiffer ihn nicht recht zu regieren wissen. Sie schwimmen auf dem Rücken, und lassen dann nur die Hinterfüße bisweilen über dem Wasser blicken. Auf dem Lande werden sie von keinem Läufer übertroffen, und man entkommt ihnen nur, wenn es bergan geht. Sie haben mich einmal länger als 6 Stunden verfolgt, und endlich gezwungen, mit der größten Lebensgefahr über eine steile Anhöhe zu klettern. Sie klettern auf Felsen, wie die gemeinen Robben, mit den Vorderfüßen, krümmen den Rücken und schnellen mit den Hinterfüßen vorwärts.

Ihre Zahl auf der Beringsinsel ist so groß, daß sie den ganzen Strand bedecken. Mich und meinen Cosacken haben sie oft so gejagt, daß wir den Strand verlassen und über die Bergspitzen mühsam unsern Weg finden mußten. Die Meerottern und gemeinen Robben fürchten sich sehr vor ihnen, und werden daher selten in ihrer Nähe gesehen; die Löwenrobben dagegen (*Phoca jubata*) wohnen in großen Heerden unter denselben, und machen sich ihnen fürchtbar; sie nehmen die besten Stellen ein, und die Bärenrobben erregen nicht gern in ihrer Gegenwart einen Streit, um nicht so grausame Schiedsrichter zu bekommen. Unterdessen ist zu bemerken, daß sie nicht, wie die Löwen- und gemeinen Robben und die Meerkühe (*Manatus borealis*), an allen Strändern dieser Inseln gefunden werden; sondern nur an der südlichen Seite, welche gegen Kamtschatka liegt, ohne Zweifel, weil sie diese Gegend zuerst zu Gesicht bekommen, wenn sie von dem Vorgebirge Kronozky gegen Osten ziehen. Sie haben ein so hartes Leben, daß 2 oder 3 Menschen sie kaum mit 200 Keulenschlägen nach dem Kopfe tödten können. Man muß oft zwey- bis dreymal ausruhen, um wieder Kräfte zu sammeln: wenn auch alle Zähne aus dem Rachen, die Hirnschale in kleine Stücke zerschlagen und das Gehirn fast gänzlich ausgespritzt war; so blieb das Thier dennoch auf seinen Füßen stehen und wehrte sich. Ich schlug einem die Hirnschale entzwey und die Augen aus; darauf blieb

es noch länger als 2 Wochen, wie eine Bildsäule, stehen und lebte so lange.

An Kamtschatka gehen sie selten ans Land, und werden daher im Wasser harpuniert. Das Thier schießt wie ein Pfeil fort und zieht den Kahn nach, bis es sich verblutet hat. Dann wird es herangezogen, mit Spießen durchstochen, und, wenn es noch den Kahn umzuwerfen droht, mit Aerten und Keulen auf Kopf und Vorderfüße geschlagen. Man fängt aber nur unerwachsene Männchen und trüchtige Weibchen, weil man sich an die großen nicht wagt. Jährlich kommen viele Bärenrobber, Alters oder Wunden halber, auf die Inseln, so daß an manchen Orten der Strand so voll Knochen liegt, als wenn eine Schlacht wäre gehalten worden. Steller, Novi comment. petrop. II. 1749. 331. tab. 15. (Sonderbare Meerthiere 1753. S. 107. T. 1. F. 2. 3.)

Man sollte fast glauben, daß dieses Thier in Chili lebe, weil Molina ein solches mit ähnlicher Größe, Gestalt und Lebensart beschreibt unter dem Namen Urigne (*Phoca lupina*).

Es hat ebenfalls zweyerley Haare, kurze Ohrmuscheln, unten nur 4 Schneidzähne, ein Maul, daß eine schuhdicke Kugel hineinginge, grunzt wie Schweine und brüllt wie Ochsen, klettert gern auf die höchsten Felsen, um zu schlafen, wendet den Hals schnell hin und her, schwimmt mit unglaublicher Geschwindigkeit, ist sehr gefährlich und frist gern Wasservogel. Es soll zwar vorn nur 4 Beinen haben, was aber vielleicht ein Versehen ist.

Die Chilefer erschlagen eine große Menge, und machen aus den Häuten vorzüglich Flöße, womit sie über die Flüsse setzen oder im Meere fischen. Man näht daraus 2 große, 8—10 Schuh lange Ballone, und verbindet sie mit 3 Querstücken Holz. Auch werden daraus Schuhe und die besten Wasserstiefel gemacht, aus dem Speck der beste Thran. Chili 244.

7) Die Löwenrobbe (*Ph. jubata, leonina*), Dampiers und Stellers Meerlöwe,

wird gegen 20 Schuh lang, ist fuchsroth, der Hals mit krausen Haaren umgeben, wie eine Löwenmähne; hinten nur 3 Nägel. Buffon, Suppl. VI. 358. tab. 48. Schreber 83. B.

Dieses ungeheure Thier scheint im ganzen stillen Meere vorzukommen und von da des Sommers nach dem höchsten Norden ziehen, wo es Steller auf der Beringsinsel beobachtet hat. Es stimmt in Gestalt und Bau aufs genaueste mit der Bärenrobbe überein, ist aber noch einmal so groß und schwer, und kann wohl 36—40 Pud (16 Centner) wägen; das Männchen hat eine Mähne; die Haare sind überhaupt dicht, steif und feuerroth, wie an den Kühen; Zähne viermal länger und breiter, die Augen schneeweiß, Iris glänzend grün, wie Smaragd, das Fleisch im innern Augenwinkel zinnoberroth, Ohren  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang. Die gekräuselte Mähne um den Hals gibt seiner Gestalt keine geringe Schönheit.

Obschon indessen dieses löwenartige Thier gräßlich aussieht und böse oder hitzig scheint, auch an Kräften die Bärenrobbe weit übertrifft, dabey schwer zu überwinden ist, und, wenn es in Noth kommt, aufs grausamste kämpft, endlich durch seine Löwengestalt die Augen und das Gemüth erschreckt; so fürchtet es sich doch dermaßen vor den Menschen, daß es bey dem Anblick derselben sich schleunigst auf die Flucht macht und vom Lande ins Wasser eilt. Wird es mit einem Stock oder mit Geschrey aufgeweckt, so entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zittern und allzugroßer Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber so sehr in die Enge, daß es nicht mehr entfliehen kann; so geht es gerade auf den Verfolger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummt, brüllt und jagt auch den herzhaftesten Mann in die Flucht. Die Probe davon hätte mich beynähe selbst ins Verderben gebracht; daher wird es von den Kamtschadalen nie im Meer verfolgt, weil es die Rähne umstößt und die Schiffer aufs grausamste umbringt; auch wagt man nicht es auf dem festen Lande öffentlich anzugreifen, sondern hinterlistigerweise zu überfallen. Wenn es schläft, so kriecht einer, der sich auf seine Kräfte und Füße verlassen kann, stillschweigend unter dem Wind, mit dem eisernen oder knöchernen Spieß, der von der Stauge abgeht, heran, und stößt ihn durch einen Vorderfuß; seine Cameraden halten den Riemen,

welcher aus dem Felle eines solchen Thiers gemacht ist, vest, und wickeln ihn um einen Stein oder Pfahl. Will das verwundete und erwachte Thier entfliehen, so schießen andere mit Pfeilen oder Spießsen auf es los, und schlagen es zuletzt mit Keulen todt. Treffen sie es auf einem einsamen Felsen, so wecken sie es mit giftigen Pfeilen. Es kommt sodann aus dem Meerwasser, welches seinen Schmerz vermehrt, ans Land und wird dann getödtet oder stirbt von selbst in 24 Stunden. Wer es wagt, diese Thiere zu tödten, steht bey den andern in großem Ansehen, und viele gehen nicht bloß wegen des schmackhaften Fleisches, sondern aus Ruhmsucht, auf diese gefährliche Jagd. Sie wagen sich oft mit ihren elenden Rähnen von Baumrinde oder Thierhäuten auf 4—5 Meilen weit entfernte Inseln, und laden 2—3 Thiere hinein, daß der Rand oft kaum über das Wasser hervorsteht; sie würden sich aber schämen, aus Angst vor dem Tode eines zurück zu lassen. Fett und Fleisch sind überaus schmackhaft, besonders von Jungen; die Gallert aus den Füßen ist ein Leckerbissen.

Einem Männchen folgen gewöhnlich 3—4 Weibchen im August und September, und werfen im Anfange des July. Die Männchen begegnen den Weibchen viel sanfter, als bey den Bärenrobben, und vergelten ihre Schmeicheleyen; beide aber sorgen nicht sehr für ihre Jungen, und ich habe gesehen, daß Mütter dieselben im Schlasfe todtgedrückt haben; auch machten sie sich nichts daraus, wenn ich oft die Jungen vor den Augen der Alten mit dem Messer schlachtete und ihnen die Eingeweide vorwarf. Diese Jungen sind nicht so lebhaft und munter, wie die jungen Bärenrobben, sondern schlafen fast beständig, und treiben auch ihr Spiel nur schläferig. Gegen Abend begeben sich die Mütter mit ihnen ins Meer und schwimmen ruhig am Strande; werden die letzteren müde, so setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und ruhen aus; diese wälzt sich aber wie ein Rad und wirft die trägen Jungen ab, um sie zum Schwimmen zu gewöhnen. Ich habe ganz jung geborene ins Meer geworfen; sie konnten aber nichts weniger als schwimmen, sondern schlugen

das Wasser unordentlich mit den Finnen und suchten das Land zu gewinnen.

Obschon diese Thiere sich sehr vor Menschen fürchten, so habe ich doch bemerkt, daß sie sie gewohnt werden, wenn man oft und friedlich mit ihnen umgeht, besonders zu der Zeit, wo die Jungen noch nicht fertig schwimmen können. Ich habe mich einmal 6 Tage lang mitten unter einer Heerde, jedoch auf einem erhöhten Ort, in einer Hütte aufgehalten, und ihre Lebensart sehr genau beobachtet; sie lagen rings um mich her, sahen das Feuer an und gaben auf alles Acht, was ich machte; entflohen auch nicht mehr, obschon ich unter ihnen herum gieng, die Jungen ergriff, tödtete und die Beschreibung davon aufsetzte. Sie stritten auch heftig unter einander über den Ort und die Weibchen, eben so hitzig, wie die Bärenrobber, und mit denselben Gebärden. Eines, dem das Weibchen genommen war, stritt mit allen übrigen 3 ganze Tage lang, und war mit mehr als Hundert Wunden überall zerfleischt. Die Bärenrobber mengen sich nie in den Streit, und sehen sich sogleich nach der Flucht um, wenn ein solcher entsteht; auch mit ihren Weibchen und Jungen lassen sie die Löwenrobber spielen, ohne sich zu muessen; sie vermeiden überhaupt ihre Gesellschaft, so viel als sie können.

Die Löwenrobber scheinen sehr alt zu werden, denn sie bekommen endlich einen grauen Kopf. Sie können sich ebenfalls mit den Hinterfüßen Kopf und Ohren kratzen. Sie plärren wie die Ochsen; die Jungen blöken wie die Schafe, und es kam mir oft vor, als wenn ich der Hirt unter einer Viehheerde wäre, nach welchem sie sich richten müßte. Es gibt Sommers und Winters auf diesen Inseln; nichts desto weniger kommen mit dem Frühling andere mit der Bärenrobber zugleich an; auch an Kamtschatka finden sie sich das ganze Jahr. Ich habe sie in großer Anzahl an America gesehen. Sie gehen nicht über den 56.° hinaus. Man fängt sie häufig um das Vorgebirg Kronozky, an der Insel Ostrowna, und vom Meerbusen von Awatscha an bis zu den kurilischen Inseln, und selbst bis zu der Insel Matmey gegen Japan, aber nicht im penschinischen Meer. Sie fressen Fische und gemeine Robber, wahrscheinlich auch Meer-

ottern. Im Juny und July, wo sie auf der Insel ihre Jungen aufziehen, fressen sie fast gar nichts, werden sehr mager und schlafen beständig. Steller, Novi comment. petrop. II. 1749.

360. (Sonderbare Meerthiere. 1753. 152.)

Pernetty hat sie auch auf den Falklandsinseln beobachtet, und Forster an der Magellansstraße, mithin auf der südlichen Erdhälfte. Pernetty, Expedition. 1775. S. II. 47. Taf. 10. Forster in Cooks zweyter Reise IV. 55.

**B. Schreitende Schleichthiere. Marder und Dachse,**

können die Hinterfüße unterschlagen und auf allen Vieren gehen; haben verschieden gestaltete Backenzähne, worunter der Mahlzahn sehr breit ist, ohne Korngahn; Schneidzähne 6.

**3. G. Die Marder (Mustela)**

sind meist kleine, feinbehaarte und schleichende Thiere mit kurzen und schief stehenden Füßen, spitzigen, kurzen Ohren und einem ziemlich langen Schwanz; kein Drüsenfack am Gesäß; der Reißzahn groß und zackig, der Mahlzahn sehr breit und quer, oben 2 oder 3 Lückenzähne, unten 3.

Die einen treten auf die Zehenspitzen, die andern auf ganze oder halbe Sohlen.

**a. Zehen- oder ballentretende.**

Es gibt mit und ohne Schwimnhaut.

**1. Mit Schwimnhäuten an allen Füßen; unten und oben 3 Lückenzähne. Fischottern (Lutra).**

**1) Die Meer-Fischotter (M. lutris)**

wird 3 Schuh lang, fast so schlank als eine Robbe; die Hinterfüße sehr kurz, der Schwanz 1 Schuh lang, die Nase nackt, unten nur 4 Schneidzähne; das sammetartige Fell ist meistens glänzend schwarz, am Kopf aber mit Weiß untermischt. Schreber T. 128. 128<sup>o</sup>.

Diese Fischotter liefert das kostbarste Pelzwerk, und findet sich nur in dem kalten Meer zwischen Asien und America, wo sie in ungeheurer Menge gefangen und in den Handel gebracht wird.

Steller hat sie in Kamtschatka genauer beobachtet und beschrieben. Sie ist fast noch einmal so groß als die gemeine Fischotter, und wiegt 70—80 Pfund; Kopf wie bey der Fischotter und ziemlich rund, fast wie bey einem Mops; die Ohren aufrecht und behaart; die Zunge etwas ausgeschnitten; der Hals dünner als der Kopf; die Füße ganz frey, Vorderfüße 12 Zoll lang, die hintern 15; überall 5 Zehen, bis an die Klauen behaart, selbst die Schwimnhaut, wie bey den Robben; der Schwanz wie bey der gemeinen Fischotter, breit an seinem Anfang, beträgt aber nur den vierten Theil der Leibslänge.

Die Haare sind sehr weich und stehen sehr dicht, sind aber von verschiedener Länge, Stachel- und Wollhaare; beide sind schwarz und jene 1—1½ Zoll lang. Welche am meisten lange haben, besonders auf Rücken, Seiten und Schwanz, werden am höchsten geschätzt; an dem Kopf und den Füßen sind sie kürzer. Es gibt jedoch auch braune, wie die gemeine Fischotter, welche aber nicht hoch geachtet werden.

Manchen fehlen auch die langen Haare gänzlich, und sind deshalb nicht geachtet. Endlich gibt es auch ganz weiße, aber höchst selten, wahrscheinlich sehr alte, weil sie sehr groß und außerordentlich schlau sind, und sich kaum fangen lassen. Sie schwimmen vortreflich und laufen sehr schnell, und man kann nichts schöneres sehen, als dieses in Seiden gehüllte und schwarz glänzende Thier wann es läuft; sie haben 2 Zitzen in den Weichen. Mit ihren Füßen reißen sie Muscheln von den Felsen und Schüsselschnecken, fressen auch Krebse und kleine Fische. Ihr Unrath ist vest, wie bey den Hunden; die Därme 20mal so lang als der Leib.

Die Felle sind viel besser als die Zobelfelle, weil sie mehr glänzen und viel später verschiefen, aber die Haut ist dicker, wiegt gewöhnlich 3½ Pfund und wird daher beym Tragen lästig. Ganz schwarze fängt man selten; die bessern haben einen silbergrauen Kopf, die schlechteren einen braunen, mit grauen Haaren untermischt; die schlechtesten haben nur braune Wolle, und diese sind meistens träg, schläferig und dumm, liegen immer auf Eis oder Felsen, gehen langsam und lassen sich leicht fangen, als

wenn sie es wüßten, daß man ihnen weniger nachstellt; indessen haben sie immer einen schönen Schwanz, mit langen, schwarzen Haaren, wahrscheinlich, weil sie denselben unter den Leib schlagen, während sie die andern Haare auf dem Sande abreiben oder auf dem Eise durch Anfrieren verlieren. Je schönern Pelz die Thiere haben, desto munterer, schlauer und hurtiger sind sie auch, und sehen sich vorher beständig um, richten die Nase nach allen Seiten und legen sich dann erst schlafen, aber immer in der Nähe des Meers. Schlafen ganze Heerden am Strande, so stehen immer einige von den schönern auf der Wache und wecken die andern bey Gefahr.

Die Felle der Weibchen sind kleiner, haben schönere und zartere Haare auf dem Rücken und längere an der Unterseite; also gegen die Regel, nach welcher die Männchen gewöhnlich schöner gefärbt sind. Auch ihr Fleisch ist zarter und schmackhafter.

Sie hären sich im July und August, jedoch nur wenig, und werden etwas brauner. Die besten Felle sind die vom März, April und May. Vor 15 Jahren (also jetzt etwa vor 100) konnte man das beste Fell für ein Messer oder einen Feuerzeug kaufen, und die russischen Kaufleute gaben sie für 5 oder 6 Rubel, die von mittelmäßiger Güte für 4; zu Jakutzk galten jene 8—10 Rubel. Seitdem aber die Chinesen so hohen Werth darauf legen, kostet ein Fell schon 25—30 Rubel, ein bloßer Schwanz, den man zu Kappen und Handschuhen braucht,  $1\frac{1}{2}$ —2. Die meisten kommen nach China, wo man bisweilen für die besten 70—80 Rubel löst; ja man bekommt oft so viele Waaren dafür, daß die zurückkehrenden Kaufleute in Irkutsk dieselben für 100 Rubel los werden. Da die Chinesen meistens seidene Kleider tragen, so ziehen sie die schwereren Pelze den leichteren Zobelpelzen vor, weil sie besser anschließen und den Wind abhalten. Sie verbrämen daher damit handbreit ihre Kleider ringsum, wie es die Kalmücken und Russen thun. In Kamtschatka gibt es keinen größern Staat, als ein Kleid, wie ein Sack zusammengenäht, aus den weißen Fellen der Rennthierkälber, mit Otterpelz verbrämt. Diese Kleider halten aber nicht warm, und werden

leicht feucht. Vor einigen Jahren trug noch alles Meerotter-Kleider, wie früher von Fellen des Eisfuchses und des Zobels. Das hat aber aufgehört, seitdem sie so theuer geworden; auch hält man jetzt die Hundsfelle für schöner, wärmer und dauerhafter.

Man fängt sie an Kamtschatka nur zwischen dem 56. und 50. Grad; im penschinischen Meer gibt es keine; auch gehen sie nicht südlicher als bis zur dritten kurilischen Insel. Man hält dafür, daß sie in Asien nur Gäste sind, weil sie des Winters, wenn der Ostwind nur 2 Tage weht, auf dem Eise angetrieben werden, mithin wahrscheinlich aus America kommen. Bey langen Wintern werden daher viel mehr gefangen als bey kurzen und milden, weil es dann an Eis fehlt und die Thiere selbst nicht weit schwimmen, auch nicht über 4 Tage Hunger leiden können. Das ovale Loch in ihrem Herzen ist verschlossen.

Am meisten werden im Hornung, März und April gefangen, wozu aber viel Mühe und Verwegenheit erforderlich ist. Wenn der Ostwind das Eis antreibt, daß das Meer oft Meilen weit davon bedeckt ist; so bauen die Einwohner Strohhütten und gehen auf hölzernen, 6 Schuh langen und 8 Zoll breiten Sohlen, mit einer Keule und einem Messer, bisweilen auch mit einem Hund hinaus auf das Eis, schlagen die Meerottern todt, ziehen sie ab und lassen das Fleisch liegen, wenn es zu weit vom Lande ist. Dabey wird das Eis oft von den Wellen hin und her getrieben, gehoben und gesenkt, so daß man mit Erstaunen und Angst den verwegenen Jägern zusieht. Leichter und reichlicher ist der Fang, wenn das Eis lang am Strande steht. Bey anhaltendem Wirbelwind wissen die Meerottern nicht, ob sie auf dem Eis oder dem Lande sind, und laufen daher mehrere Stunden weit herein, wobey oft ein einziger Mann 30—40 erschlägt.

Im Sommer fängt man sie auf viererley Art; wenn sie im Meer auf dem Rücken schlafen, so werden sie mit Spießen erstochen; wenn sie wachen, so treibt man sie mit 2 Rähnen herum, bis sie ermatten: denn sie können nicht über 2 Minuten unter Wasser bleiben. Zur Zeit der Ebbe klettern sie auf die

trock  
mit K  
man  
Meer  
auch  
Fleisch  
und n  
maas  
damit  
beißer  
zerfle  
Men  
haben  
das  
hinan  
Berg  
Affe  
über  
und  
Land  
Meer  
füßer  
und  
Meer  
Kah  
Mä  
gebe  
den  
soba  
läch  
stell  
bal  
in  
gen  
tro

trocken werdenden Klippen, um zu schlafen; dabey werden sie mit Keulen erschlagen. Endlich fängt man sie mit Netzen, die man an Orte stellt, wo es viel Tange gibt, in welchen die Meerottern Schnecken und Krebse finden; sie fressen übrigens auch Dintenschnecken, kleine Fische aller Art, und selbst das Fleisch warmblütiger Thiere; auch legt man aus Holz geschnitzte und mit Kohlen geschwärzte Bilder, welche den Thieren einigermaßen ähnlich sind, auf die Netze; sie schwimmen herbey, um damit zu spielen, und werden gefangen. Im Netz verwickelt, beißen sie sich in der Angst die Füße ab; sind es mehrere, so zerfleischen sie einander und krazen sich die Augen aus.

Auf der Beringsinsel leben sie das ganze Jahr in so großer Menge, daß man nicht Hände genug hat, sie zu tödten. Wir haben in wenigen Monaten über 800 bekommen. Sie lieben das süße Wasser, und steigen im Sommer hoch in die Flüsse hinauf, suchen an warmen Tagen schattige Derter zwischen den Bergen, und treiben daselbst mancherley Spiel, nach Art der Affen. An Munterkeit, Spiellust und Schnelligkeit im Laufen übertreffen sie alle andern Thiere, welche zugleich im Wasser und auf dem Land leben können. Beym Schlafen auf dem Land liegen sie krumm, wie die Hunde; kommen sie aus dem Meer, so schütteln sie sich ab und puhen sich mit den Vorderfüßen, wie die Katzen. Sie laufen so geschwind als ein Läufer, und mit vielen Umschweifen. Wird ihnen endlich der Weg zum Meer verrammelt; so bleiben sie keuchend stehen, machen einen Katzenbuckel, zischen und drohen auf den Feind zu springen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, so fallen sie wie todt nieder und bedecken die Augen mit den Pfoten. Auf den Rücken lassen sie sich geduldig schlagen; sobald man aber den Schwanz trifft, kehren sie um und halten, lächerlich genug, dem Verfolger die Stirn vor. Manchmal stellen sie sich auf den ersten Schlag todt und laufen davon, sobald man sich mit andern beschäftigt. Wir trieben sie bisweilen in die Enge und hoben die Keulen in die Höhe, ohne zu schlagen; sie legten sich nieder, schmeichelten, sahen sich um und krochen sehr langsam und demüthig, wie die Hunde, zwischen uns

durch; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, eilten sie mit großen Sprüngen nach dem Meer. Sind sie der Keule entgangen, so machen sie die lächerlichsten Gebärden, als wenn sie den Jäger verspotten wollten; sie halten einen Fuß über den Kopf, als wenn ihnen die Sonne lästig wäre, und sehen den Menschen beständig an, legen sich auf den Rücken und tauchen unter. Sie können auf alle Art schwimmen, auf dem Bauche, dem Rücken, den Seiten und aufrecht; dann spielen sie mit einander, umarmen und küssen sich.

Man sieht sie das ganze Jahr mit Jungen, deren sie aber nur eines werfen und zwar sehend und mit allen Zähnen wie bey den Robben. Im zweyten Jahr sind sie reif und halten paarweise zusammen. Die Weibchen werfen auf dem Lande und tragen das Junge im Maul, auf dem Rücken schlafend im Meer zwischen den Vorderfüßen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält; sie spielen mit demselben wie eine liebevolle Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball, stoßen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müd geworden, wieder zu sich und küssen es, wie Menschen. Die Liebe der Mütter zu ihren Jungen übersteigt allen Glauben. Wie auch die Jäger ihnen zu Land oder zu Wasser zusehen mögen; so lassen sie doch die im Maul getragenen Jungen nicht, außer in der letzten Noth oder im Tode, und kommen deßhalb oft um. Ich habe den Weibchen absichtlich die Jungen genommen, um zu sehen, was sie thäten; sie jamerten wie ein betrübter Mensch, und folgten mir von fern wie ein Hund als ich sie forttrug, riefen ihre Jungen mit einer Stimme gleich dem Wimmern der Kinder. Da die Jungen auf ähnliche Art antworteten, so setzte ich sie in den Schnee: die Mütter kamen herbey und stellten sich bereit, dieselben fortzutragen. Als ich nach 8 Tagen wieder an den Ort kam, traf ich ein sehr trauriges Weibchen, welches sich, ohne Miene zu entflichen, todt schlagen ließ. Es war in der kurzen Zeit so abgemagert, daß es bloß aus Haut und Bein bestand. Dieselbe Erfahrung habe ich nachher noch einigemal gemacht. Einmal sah ich eine Mutter mit ihrem einjährigen Jungen schlafen; als

ich m  
nicht p  
Vorder  
J  
und d  
sich ni  
Bären  
vermei  
R  
Robbe  
am fer  
und k  
fleisch  
zuwid  
auch f  
das 2  
Stoll  
(Sond  
2  
i  
halb  
fast f  
f  
sichen  
und f  
grau  
dann  
und  
Haar  
das  
rund,  
dem  
dami  
und

ich mich näherte, suchte sie dasselbe zu wecken. Da es aber nicht fliehen, sondern schlafen wollte; so faßte sie es mit den Vorderfüßen und wälzte es, wie einen Stein, ins Meer.

Ihre Augen nützen ihnen nicht viel, desto mehr die Nase und das Gehör; sie leben sehr friedlich mit einander, zanken sich nie und werden ohne Zweifel sehr alt. Sie fürchten die Bären- und Löwenrobben, mögen auch die gemeinen nicht, und vermeiden daher ihre Wohnplätze.

Das Fleisch ist viel zarter und schmackhafter als das der Robben, besonders der Weibchen, welche kurz vor dem Sehen am fettesten sind. Das der Jungen ist eine gar große Leckerey, und kaum von dem der Lämmer zu unterscheiden. Meerotternfleisch war unsere meiste Kost auf der Insel, das uns niemals zuwider wurde, obschon wir es täglich und ohne Brod aßen; auch hat es uns vom Scorbut befreyt. Die Inwohner halten das Adlerfleisch für das beste, und dann das der Meerotter. Steller, Novi commentarii petrop. II. 1749. 367. tab. 16. (Sonderbare Meerthiere 161.)

Alle folgenden haben oben und unten 6 Schneidzähne.

2) Die gemeine Fischotter (*M. lutra*), Loutre,

ist etwas über 2 Schuh lang und 1 hoch, der Schwanz halb so lang als der Leib, der oben dunkelbraun, in der Jugend fast schwarz, unten graulichweiß, Vorderzehen unbehaart.

Findet sich an den Flüssen von ganz Europa und im nördlichen Asien bis Kamtschatka, auch in Persien, nicht in America, und bey uns nicht häufig; war den Alten bekannt.

Das Fell hat Woll- und Stachelhaare, welche letztere eigentlich grau sind, nur an den Spitzen braun, im Winter dunkler, und dann am meisten geschätzt, im Alter gelblich; unter dem Kinn und an den Seiten der Nase meist ein weißer Flecken. Das Haar nimmt kein Wasser an, und soll electricisch leuchten, wenn das Thier des Nachts durch das Wasser schwimmt; Sehloch rund, Ohren kurz; 4 Zehen in den Weichen. Sie scharren unter dem Wasser etwa 4—5 Schuh lange Gänge schief nach oben, damit sie trocken liegen, besonders gern unter Baumwurzeln, und zwar an verschiedenen Stellen, je nachdem sie mehr Fische

finden; auch benutzen sie gern Fuchshöhlen, wenn sie nicht zu weit vom Wasser entfernt sind. Sie fressen außer den Fischen auch Krebse, Frösche und Wasserratten. Sie fischen in bewohnten Gegenden nur bey Mondenschein, schwimmen den Strom aufwärts 2—3 Stunden weit, und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf heraus, um Athem zu holen und zu wittern. Sie holen die Krebse und Fische unter den Steinen hervor oder aus ihren Löchern, und fressen sie an der Oberfläche, die großen aber am Lande; des Winters gehen sie durch Buhnen unter das Eis, und kommen durch andere wieder heraus. Sie sind außerordentlich scheu, riechen und sehen gut, und suchen schon von Ferne sich in ihre Höhlen zu retten, was, ungeachtet ihrer kurzen Beine, doch hurtig geht. Sie sind übrigens sehr boshaft und listig, wehren sich und beißen heftig nach ihrem Feind. Im Hornung locken sie sich mit einem anhaltenden Pfiff, tragen sodann Gras und dergleichen in ihr Loch, und werfen nach 9 Wochen 2—3 blinde Junge, welche erst nach 8 Wochen auf den Fischfang gehen und nach 2 Jahren ausgewachsen sind.

Schottky hat jedoch bemerkt, daß sie zu verschiedenen Jahreszeiten Junge haben, im October und December. Sie verbergen das Lager sehr vorsichtig, und lassen in seiner Nähe nie etwas von ihrem Raub oder ihrer Losung liegen. (Zit. 1830. 312.)

Obschon sie, wegen ihrer Wildheit, nie zahm werden, so kann man sie doch zum Fischfang abrichten, wenn man sie ganz jung mit Milch und Brod aufzieht; später fressen sie alles, was auf den Tisch kommt.

An Fischen und Teichen sind sie schädlich, und werden daher von den Jägern entweder mit Zellereisen vor ihrem Loch gefangen, oder geschossen, oder endlich, nachdem man die Höhle verstopft hat, ausgegraben und todtgeschlagen. Sie wägen gegen 40 Pfund, und das übrigens zähe Fleisch wird als Fastenspeise, wie Fische, gegessen; Darm 10 Schuh lang. Das beste daran ist der Pelz, welcher von den Kürschnern zu Muffen und Berbrämungen gebraucht wird. Er ist gut im Sommer und Winter, weil sie sich nur im Herbst ein wenig hären. Aus den feinsten

Haaren, welche jedoch nur halb so lang sind als die des Bibers, macht man auch Hüte, und aus den Schwanzhaaren Pinsel. Ein Balg kostet 20 fl. und mehr. Bechstein, Naturg. I. 1801. 821. Buffon VII. S. 134. T. 11—16. Perrault, Mém. acad. III. 1. 150. T. 21. 22. Schreber III. 457. T. 126. A. Ridingers wilde Thiere T. 28. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 33. 1821.

Sie findet sich an allen großen Flüssen und Seen von ganz Rußland und Sibirien, bis Kamtschatka, mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden; auch in der großen Tatarey, am Caucasus, besonders am Kur, in Persien und wahrscheinlich auch in Indien, wo es übrigens ein halb Duzend Gattungen gibt.

Sie lieben waldige Gebirgsgegenden, graben Höhlen unter dem Wasser in das Ufer, meistens mit 2 Ausgängen, worinn 2 oder 3 Thiere wohnen. Sie fressen besonders gern die Köpfe der Fische, auch Mäuse und Wasservögel, und werfen im Frühjahr meistens 2 Junge. Ihr Gang ist kriechend; auf dem Schnee aber und Eis rutschen sie wegen ihres glatten Felles sehr schnell fort, und helfen sich dabey mit dem starken Schwanz. Angegriffen werfen sie sich auf den Rücken, oder stellen sich auf die Hinterbeine und beißen muthig um sich, ohne eine Stimme hören zu lassen. Sterben sie aber, so jammern sie wie Kinder. Sie brauchen die Vorderfüße wie Hände; schlafen auf dem Bauch. Das Gewicht ist 17 Pfund; die Länge 2 Schuh, der Schwanz 1; in Kamtschatka werden sie mit dem lehtern 4 Schuh lang. Die 2 Drüsenbälge sind so groß wie eine Nuß, öffnen sich aber nicht nach Außen, sondern in den Mastdarm. Pallas, Zoogr. ross. I. 76. Schädel von Berthold. Jfs 1830. 570.

Es gibt auch in Ostindien, am Vorgebirg der guten Hoffnung und in Nordamerica, welche kaum verschieden sind, obschon man sie als eigene Gattungen aufführt.

3) Die brasilische (*L. brasiliensis*), Saricovienne,

ist ein wenig größer, röthlichbraun, hat eine weißliche Kehle, kürzere Haare und einen breitem Schwanz, auch eine behaarte Schnauze.

Sie findet sich in ganz Süd- und selbst Nordamerica, namentlich in Brasilien, Paraguay, Guyana, Canada.

In Brasilien sind sie sehr zahlreich an den großen Flüssen, in ganzen Banden beysammen, wo man sie von ferne pfeifen, fauchen und schnarchen hört. Sie haben ganz die Lebensart der europäischen, schwimmen truppweise sehr hurtig stroman, gaufeln um die Rähne, und stecken bald da, bald dort den Kopf mit einem Fisch im Rachen heraus, als wenn sie ihn zeigen wollten. Sie sind fett im Hornung und März. Da sie in so menschenleeren Gegenden wenig beunruhigt werden, so werden sie auch viel größer, als die unserigen, sind auch weniger scheu und lassen sich leichter schießen; dennoch bekommt man sie selten, weil sie untertauchen und verschwinden. Der Pelz wird in der Nähe der Städte ebenfalls gut bezahlt. Länge fast 3 Schuh, Schwanz fast 2. Wied's Beytr. II. 1826. 320.

In Paraguay und Cayenne scheint jede Familie einen kleinen District im Wasser einzunehmen; sie leben ebenfalls in Uferlöchern, recken oft den Kopf über das Wasser, und tragen den Fisch auf einen Stein oder ans Land, um ihn zu verzehren; sie haben 4 Zihen, und sollen 2 behaarte Junge werfen. Eine jung aufgezogene wurde sehr zahm, lief frey im Hofe herum, spielte mit Hund und Kaze, that dem Geflügel nichts, fraß außer den Fischen auch Fleisch, Brod und Cassave, und legte ihren Unrath immer an derselben Stelle ab; indessen ließ sie doch nicht mit sich spielen und blieb immer bissig. Sie war aber gar nicht hurtig, und man konnte sie selbst im Zorn am Rücken in die Höhe ziehen, wobey sich die Haut so ausdehnte, als wenn sie gar nicht ans Fleisch gewachsen wäre. Das Fleisch wird nicht gegessen, selbst nicht von den Indianern. Länge  $3\frac{1}{2}$  Schuh, Schwanz  $1\frac{1}{2}$ . Azara, Quadrupèdes I. 1801. 348.

Ihre Rollzeit fällt in den July und August, d. h. in den dortigen Winter. Sie werfen 2—3 Junge in einer 4—5 Schuh tiefen Höhle am Ufer, und halten sich paarweise zusammen; sie schlafen am Land während der Nacht- und Mittagszeit, zusammengerollt, und gehen jedesmal aus dem Wasser, wann sie ihre Rothdurst verrichten. Da weder das Fleisch, noch der Pelz gebraucht werden, so haben sie keinen andern Feind, als den Jaguar und eine 18 Schuh lange Wasserschlange. Kengger,

Paraguay. 1830. 128. *Lutra paranensis*. Marcgrave, Jiya, Carigueibeiu, 234. Fig. Buffon XIII. 319. Saricovienne, Suppl. VI. 287.

In Canada fängt man diese Fischottern (*Lutra canadensis*) in Menge an den Seen mit Fallen, worein man eine Forelle als Köder legt. Des Morgens werden sie von den Slaven untersucht und zusammengetragen. Die Jagdpartie, bey welcher Lahontan war, bekam in wenig Tagen 150 Pelze, welche viel besser sind, als die in Schweden und Rußland; dennoch kaufte man das Stück für 2 Laubthaler, während man in Frankreich 6—10 erhält, wenn sie recht schwarz und dicht sind. Außerdem fieng man Bisamratten, Hirsche, Elennthiere und Bären. Voyages 1705. S. 99. Buffon XIII. 322. T. 44. Schreber T. 126. B.

Man hält sie jetzt für verschieden von der brasilischen. Sie ist etwas größer als die europäische,  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang, und hat einen kürzeren Schwanz; Pelz im Sommer fast schwarz, im Winter schön röthlichbraun, außer einem grauen Flecken unter dem Kinn; fast eben so fein als die Biberwolle, aber etwas kürzer. Sie findet sich in Menge im stillen Meer und an der Hudsonsbay, läuft schnell auf dem Schnee, taucht gut, frist besonders gern die Köpfe der Fische und wirft im April 1 bis 3 Junge. Jährlich werden 7—8000 Bälge nach England gebracht. Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. 4. Nro. 20.

4) Die kleine Fischotter oder Sumpftotter, auch Nörz und Mänk (*M. lutreola*),

ist nicht größer als ein Iltis, 14 Zoll lang, Schwanz 5; Färbung braun, hat ziemlich die Gestalt der Fischotter, mit weißer Schnauze, hat zwar Schwimmhäute, gleicht aber im runden Schwanz und Gebiß dem Iltis.

Die Heimath dieses wieselartigen Thierchens ist der Norden von Europa, Finnland, Polen und ganz Rußland bis an den Ural, aber nicht weiter, weil in Sibirien die Krebse fehlen, welche es besonders gern frist; in Deutschland findet es sich nur in Schlessen und den Ostseeländern, und erstreckt sich etwa

vom 50—65.°, scheint aber in Schweden zu fehlen. Nilsson, Skand. Fauna I. 1820. 28.

Es kommt unter dem Namen Nörz, der übrigens polnisch ist, schon bey Albertus M. vor, und Gefner hat Pelze aus Litthauen erhalten; Agricola (An. subt. 39.) beobachtete es in den großen Wäldern zwischen der Oder und der Weichsel.

Nach Pallas ist der Leib sehr schlank, jedoch mit verdicktem Bauche, Füße sehr kurz, anliegend, die Schenkel im Fell verborgen, fünfzehig, mit kürzerem Daumen und einer Schwimhaut nur an der Wurzel, Sohlen behaart, nur mit einem nackten Ballen; der Pelz ist sehr glatt und glänzend, kaum  $\frac{1}{4}$  Zoll lang, bräunlichschwarz, Schwanz und Füße dunkler, Nase und Unterkiefer, so wie bisweilen ein Strich am Bug weiß; die Wollhaare bräunlichgrau; die Ohren kurz, mondförmig, innwendig grau und fast unter den Haaren verborgen; Nase nackt und schwarz, so wie die Schnurrhaare. Vorderzähne wie beym Iltis, Eckzähne kleiner, Backenzähne oben je 4, unten 5. Darmcanal 4 Schuh 9 Zoll; Schädel länglich, noch mehr als beym Iltis. Gewicht des ganzen Thieres 2 Medicinalpfund.

Sie bewohnen kleine schnelle Bäche mit hohen bewachsenen Ufern, wo sie Höhlen unter den Baumwurzeln machen, bisweilen mit dem Eingange unter dem Wasser. Im Magen findet man fast nichts als Krebsse und Frösche, soll jedoch auch junge Enten unters Wasser ziehen, in welchem es gut schwimmt und geht. Im Frühjahr findet man in seinen Höhlen bis 7 Junge. Es wird mit Hunden gefangen, welche seinem Geruche gern nachgehen; dann schreyt es wie Aelstern. Frisch gefangen riecht es nach Bisam aus den 2 Drüsen, welche sich wie bey der Fischotter öffnen; dennoch hat das Fleisch keinen unangenehmen Geruch. Es wird um des Pelzes willen, besonders des Winters, gefangen; er hat Aehnlichkeit mit den schlechtern Zobelpelzen, wird für 1 Rubel verkauft und in die Türcy geschafft. Die Sommerpelze verlieren die längern Haare, werden mehr grau und haben keinen Werth. Spicilegia zool. XIV. 1780. 42. Lapechin's Reise I. 176. Taf. 12. Schreber Taf. 127. Gloger, Leopoldinische Verhandl. XIII. 1827. 501.

Scheint auch in Ostindien vorzukommen. Raffles, Linn. Trans. XIII. 254.

In Nordamerica gibt es ein ganz ähnliches Thier, das man früher für dasselbe angesehen und *Minx* genannt hat (*M. vison*);

allein es hat nur Weißes an der Spitze des Kinns, und zuweilen einen weißen Strich unter dem Hals. Länge 17 Zoll, Schwanz 8, Kopf  $3\frac{1}{4}$ ; bringt viel Zeit im Wasser zu und flüchtet sich auch dahin, schwimmt und taucht unter, frisst kleine Fische, Wasservögel, Muscheln, Laich, Insecten und des Winters Mäuse und Schildkröteneyer, und gibt gereizt einen starken Gestank von sich. Ist gemein in ganz Nordamerica, von der Hudsonsbay an, wo es *Sackash* (*Hearnes* Reise) heißt, bis Canada, wo es den Namen *Foutereau* trägt (*Lahontan* 95.), bis Carolina. Es wirft 4—7 Junge, läßt sich zähmen, aber der Pelz ist fast ohne Werth; indessen kommt er doch nach Frankreich. Richardson, Fauna bor. am. I. 15. Buffon XIII. 304. L. 43. Brickell, Nat. hist. of Carolina p. 118.

2. Andere haben keine Schwimmsfüße und einen ganz runden Schwanz.

Man unterscheidet sie wieder in *marder-* und *istif-*artige.

• *Marder-*artige,

haben oben und unten 3 Lückenzähne.

5) Der *Edel-* oder *Baum-*, auch *Buchmarder* (*M. martes*), *Marte*; *Pine-Martin*,

ist  $1\frac{2}{3}$  Schuh lang, Schwanz 11 Zoll, Ohren 1; glänzend kastanienbraun, Kehle gelb, Füße und Schwanz schwärzlich.

Findet sich in den Laub- und Nadelwäldern von ganz Europa bis ins nördliche Schweden, jedoch sehr selten in England; im gemäßigten Rußland bis in den Ural, im Caucasus, in der Krimm und im nördlichen Persien, nicht in Sibirien, aber in ganz Nordamerica, vom atlantischen bis zum stillen Meer, und zwar in Menge; bey uns gegenwärtig ziemlich selten, weil er wegen seines Pelzes und des Schadens an Waldgeflügel weggefangen wird. Sein Aufenthalt ist in hohlen Bäumen und Nestern von Raubvögeln und Raben, und seine Hauptnahrung

besteht in kleinen Thieren, Eichhörnchen, Haselmäusen, Mäusen, jungen Hasen, Waldhühnern und ihren Eiern; sie lieben auch den Honig und graben deshalb die Hummelnester auf, fressen endlich auch die Vogelbeeren und Hanssamen. Sie rollen Ende Jäners und werfen nach 9 Wochen 3—4 Junge in einem Nest von Moos in Baumlöchern. Die Jungen lassen sich leicht zähmen, und sind sehr possierliche Thierchen. Sie werden geschossen und in Tellerreisen gefangen, weil der Pelz hoch geschätzt und zu Muffen, Palatinen und Verbrämungen gebraucht wird, vorzüglich der Rücken. Das Gewicht ist gegen 2 Pfund; Darm 6 Schuh lang. Bechstein I. 769. Buffon VII. 186. T. 22. Schreiber III. 575. Taf. 130. Rüdigers kleine Thiere Taf. 86. Bennett, Zool. Gardens. 1830. I. 229. Fig.

6) Der Steinmarder (*M. foina*), Fouino; Martin, gleicht dem vorigen ganz, ist aber etwas kleiner, graulichbraun und hat einen weißen Hals und Brust.

Seine Heimath ist, wie beym vorigen, ganz Europa und das gemäßigte Rußland bis in den Ural, auch im Caucasus und in der Krimm, wiewohl mit schlechterem Pelz; häufiger in England als der vorige, dagegen nur im südlichen Schweben, und zwar selten, aber nicht in America. Außer einer geringern Größe ist er auch etwas niedriger als der Baummarder, der Kopf länger, die Haare kürzer und weniger fein, ranzt auch einen Monat später, und nie mit dem andern, und ist nicht so wild und blutdürstig; endlich hält er sich nicht in Wäldern auf, sondern in der Nähe der Wohnungen, in Steinhausen, alten Stadtmauern, Thürmen, Holzstößen, Heuböden u.f.w., wovon er nach Eintritt der Nacht und vor Eintritt des Tages hervorschleicht, und besonders den Hühner- und Taubenhäusern zu-  
setzt. Das junge Geflügel trägt er fort, rupft und verzehrt es; von den großen frist er nur die Köpfe und saugt das Blut aus, außer im Winter, wo er oft Hunger leiden muß; er rudert selbst nach den Entenhäusern im Wasser; endlich stiehlt er die Eier. Uebrigens erhält er sich des Sommers meistens von Mäusen, frist auch gern Vogelbeeren, Kirschen und Zwetschen. Er klettert sehr gut, selbst an einer rauhen Wand hinauf,

schlüpft durch die engsten Löcher und springt ohne Schaden sehr hoch herunter. Sein Unrath, den er gewöhnlich zurückläßt, stinkt sehr lang, und das Geflügel geht nicht mehr in den Stall, wenn man ihn nicht davon reinigt und räuchert.

Zur Ranzzzeit laufen sie mit viel Geschrey auf Mauern und Dächern herum, werfen nach 9 Wochen 3—4 blinde Junge in ein Nest von Heu und Federn, bisweilen zweymal des Jahrs. Die Jungen sind sehr lustig und spielen mehr mit einander, als andere wilde Thiere. Sind im zweyten Jahr reif und leben etwa 12 Jahr; 4 Zehen in den Weichen. Sie gehen meistens hüpfend, und sind daher ziemlich leicht an der Fährte zu erkennen, besonders im Schnee, wo sie in Tellereisen gefangen werden; doch beißen sie sich gern die Pfote ab, um los zu kommen. Der Winterpelz ist ziemlich gut und wird benutzt wie vom vorigen, besonders von denen, die aus Rußland kommen. Wenn er dem Geflügel nicht so sehr schadete, so könnte man ihn für nützlich halten, indem er Mäuse und Ratten vertilgt. Bechstein I. 755. Buffon VII. 161. Taf. 18—21. Schreber III. 475. T. 129. Ridingers kleine Thiere T. 85.

7) Der canadische Marder (*M. canadensis*), Pekan, ist größer als unser Marder, 20 Zoll lang, Schwanz 15, und hat eine kleine Spannhaut; schwärzlichbraun, Kehle, Bauch, Füße und Schwanz fast schwarz; Ohränder weiß und bisweilen ein Flecken am Bug.

Findet sich fast in ganz Nordamerica, vom atlantischen bis zum stillen Meer, und von Pennsylvanien bis zum großen Sclavensee, also in einem Raum von 30° B. Er hat ganz die Lebensart des Baumarders, wohnt in Wäldern, in der Nähe des Wassers, in welchem er selbst aber seine Nahrung nicht findet, obschon er Frösche fressen soll; er lebt vorzüglich von Mäusen, liebt aber am meisten das canadische Stachelschwein (*Hystrix dorsata*), und klettert auf Bäume. Die Haare sind fein, an der Wurzel graulich oder nelkenbraun, dann gelblichweiß, an der Spitze schwärzlichbraun; alle Zehen an der Wurzel mit einer kurzen Schwimnhaut, oben und unten behaart; Klauen krumm und spitzig; wirft 2—4 Junge. Der Pelz ist zwar

harscher und weniger werth, als des Marbers, der übrigens viel häufiger vorkommt; dennoch werden jährlich an der Hudsonsbay einige Tausend geschossen und nach England gebracht unter dem Namen Wood-shock oder Fisher, welche letztere Benennung viele Irrthümer hervorgebracht hat, weil auch die canadische Fischotter (*Lutra vison*) so heißt. Die Jäger nennen ihn Pekau, die Pelzhändler Wejack und Black-Fox. Richardson, Fauna bor. am. I. Nro. 18. Buffon XIII. 304. T. 42. Schreber T. 134. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 53. 1826.

S) Der Zobel (*M. zibellina*)

ist kleiner als der Marber, braun, mit grauen Flecken am Kopf und ganz behaarten Zehen. Schwanz kürzer als die Hinterfüße; kein weißer oder gelber Flecken an der Kehle. J. G. Gmelin, Reise I. 391. II. 40. Novi Commentarii petrop. V. 1754. 330. tab. 6. Schreber III. 478. T. 136.

Dieses im Handel so wichtige und berühmte Thier ist den gemeinen Marbern, mit Ausnahme des hellen Fleckens an der Kehle, so ähnlich, daß man bis zur Stunde von ihrer wirklichen Verschiedenheit nicht ganz überzeugt ist.

Es findet sich nur in Sibirien, vom Ural an bis jenseits des Irtsichs, in den gebirgigen Wäldern, vom Lande der Baschkiren an, dem 58.°, bis gegen das Eismeer; je höher die Gebirge und je kälter, desto häufiger und schöner. Ehe dieses Land unter den Russen stand, waren sie in solcher Menge vorhanden, daß man nicht im Stande war, sie zu fangen; binnen 100 Jahren aber hat die Habsucht der Europäer solche Niederlagen unter ihnen angerichtet, daß man sie jetzt nur in den entferntesten und endlosen Wäldern im östlichen Winkel von Asien und in Kamtschatka in größerer Zahl antrifft. Am Lena gibt es fast keine mehr, mehr noch am Obj und in Berchoturien, weil sie daselbst schlecht sind.

Die Alten wußten nichts davon; wenigstens ist es des Aristoteles Satherion nicht, weil dieser das Wasser liebt, der Zobel dagegen fliehet. In den Zeiten vor Albertus M. war er nicht bekannt, und später kam er bey Niphus (Comment. in Aristotelem) um 1500 unter dem Namen Chebalus

vor; dann bey Paulus Jovius (in legatione Basili in Moscoviam. 1532.), Agricola (An. subter. 1546.) und Gesner (869) unter dem Namen Sobel und Zobel. Schon damals band man 40 Pelze zusammen in ein sogenanntes Zimmer, und verkaufte sie für Tausend Goldgulden. Die ausführlichste Nachricht darüber hat Müller gegeben in seiner Sammlung russischer Geschichten III. 495. In Lappland scheint es keine zu geben, denn Olaus M. sagt ausdrücklich, sie lebten in den hintersten Wäldern der Moscoviter, und würden von da aus zu Land und zu Wasser in alle Welt versührt (Gent. sept. lib. 18. cap. 15.).

Es ist merkwürdig, daß es in ganz Sibirien, dem eigentlichen Vaterlande der Zobel, keine Stein- und Buchmarder gibt, so daß man verleitet seyn möchte, die ersteren bloß für eine Abart der letztern zu halten, wenn man nicht beide in den Wäldern von Berchoturien unter einander fände, wie auch am obern Jenisey und im Altai, mithin in den südlichen Theilen von Sibirien, auch zwischen dem Amur und Uth, gegen das östliche Meer und auf den dortigen Inseln.

Es ist ein sehr hurtiges und verschlagenes Thier, und so muthig, daß es leicht über den viel größeren Hasen meißter wird; es wird jedoch zahm, läuft wie ein Eichhörnchen an der Kette herum, läßt sich jedoch nicht gern anfassen; ja man kann sie frey in der Stadt herumgehen lassen, wo sie die Häuser gut kennen lernen, in denen man ihnen etwas gibt, und auf die Dächer springen, wenn sie von Hunden verfolgt werden. Sie sind jedoch lästig wegen ihres Bisamgeruchs und des Gestanks ihres Harns und Uraths. Sie schlafen gern auf Heu mit gerolltem Leibe, spielen sehr lustig mit einander, setzen sich auf den Hintern wie die Bären, springen und wedeln mit dem Schwanz; im Horn grunzen sie und knurren wie junge Hunde. Im Sommer sind die jüngern fast schwarz, werden im September röthlich, im November aber, wo der Pelz vollkommen ist, wieder schwärzer. Des Nachts streifen sie in den Wäldern und auf den Bäumen herum nach Raub; bey Gewitter aber verstecken sie sich in ihr Nest in hohlen Bäumen und werden schläferig.

Außer demselben haben sie noch ziemlich entfernt ein Loch, wo sie ihren Vorrath an Mäusen aufbewahren, und ein anderes, welches ihnen zum Abtritt dient. Dasselbe thun sie auch in der Gefangenschaft.

Sie paaren sich im Jänner und April und werfen 2 bis 3 Junge, meistens im May. Die alten bleiben immer wild und bissig. Sie fressen auch Beeren, wie Vogel-, Heidel-, Brom- und Erdbeeren, Zirbelnüsse, wovon sie sehr fett, aber die Pelze schlechter werden. Brod nehmen sie nicht, aber gern Zuckerbrod und Zucker; sie verzehren auch Fische, immer mit dem Kopfe voran. Im Wald ist nichts vor ihnen sicher; sie folgen selbst den Bären, Vielfraßen und Wölfen, um etwas von ihrem Raube zu bekommen.

Es gibt keine so wohl ausgedachte und eingerichtete Jagd, wie die des Zobels, besonders am Lena (Krascheninnikoff, Geschichte von Kamtschatka 233.). Die Jäger versammeln sich auf ihre oder fremde Rechnung, legen ihre Nahrungsmittel, Instrumente und Waffen auf einen Schlitten, nehmen Hunde mit und gehen auf Schneeschuhen längs der Flüsse in die entferntesten Wälder, wo sie aus Zweigen u. dergl. Fallen machen, oder Netze vor die Baumlöcher stellen und die Thiere heraus treiben. Die entlaufenen werden von Hunden gefangen oder mit Flinten und Pfeilen erschossen. Am besten sind die Pelze mitten im Winter. Jeder Sibirier muß jährlich 2 einliefern; jetzt aber geben sie nur die schlechtern ab, oder bezahlen Geld und verkaufen sie an die Chinesen. Sie sind eigentlich der Reichthum von Sibirien. Der Preis ist jedoch sehr verschieden: das Paar kann an Ort und Stelle 80 Rubel kosten, in Rußland 170, besonders wenn die Haare lang, dicht und schwarz sind und eine braune Unterwolle haben. Die schlechtern kommen nach Europa und China, weil man sie hier zu färben versteht (Steller, Kamtschatka 122.). Sie werden vorzüglich dadurch verfälscht, daß man sie in Rauch hängt, um sie zu schwärzen; sie färben aber immer ab, wenn man sie mit Leinwand reibt. Uebrigens verbleichen sie endlich alle, wenn man sie nicht in blaue Baumwolle legt oder in Zuchtenleder, welches die Insecten abhält.

Sie sind nach den Gegenden so verschieden, daß ein geübter Kaufmann sie sogleich erkennt; am besten aus den Nadelwäldern. Die Länge ist 16 Zoll, der Schwanz mit den Haaren 7, das Gewicht  $2\frac{1}{4}$  Pfund. Pallas, Spicil. XIV. 1780. 54. tab. 3. fig. 2. Zoographia rossica I. 1811. 83. T. 6.

\* Die Iltis-artigen

haben unten 3, oben nur 2 Lückenzähne und stinken sehr.

9) Das Wiesel (*M. vulgaris*), Belette; Weasel,

ist die kleinste Gattung, nur 7 Zoll lang, Schwanz  $1\frac{1}{2}$ ; oben röthlichbraun, unten weiß; des Winters ganz weiß, und dann pflegt man es Schneewiesel (*M. nivalis*) zu nennen.

Findet sich auf der ganzen gemäßigten und kalten nördlichen Erdhälfte, in Europa, Asien und America, meistens in der Nähe der Wohnungen, unter hohlen Ufern, Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, Muttwurfshöhlen, Steinhäufen, alten Mauern, Ställen und Kellern, von wo aus es besonders während der Nacht den jungen Hühnern und Tauben nachstellt und dieselben ausfaugt, so wie deren Eyer. Die der kleinen Vögel trägt es unter dem Kinn fort in seine Höhle. Uebrigens vertilgt es auch eine Menge Mäuse, selbst Ratten und Muttwürfe, und wird deshalb nicht selten in Fallen gefangen; auch soll es Blindschleichen, Eidechsen und Frösche fressen. Die wilden Vögel fängt es auf ihren Zweigen im Schlaf. Es klettert vortrefflich, läuft sehr hurtig unter beständigem Hin- und Herschlagen des Kopfes, und schnüffelt alle Winkel und Löcher aus; in der Angst läßt es einen heisern, quacksenden Ton hören.

Sie ranzen Ende März und setzen nach 5 Wochen meist 5 blinde Junge in ein Nest von Laub und Moos in irgend einem ihrer Löcher. Bey Gefahr trägt sie die Mutter unter dem Kinn fort, wie die Eyer.

So schädlich sie im Hause sind, so nützlich werden sie im Felde; man fängt sie aber in Fallen wegen ihres Felles, das man zu Unterfutter braucht. Sie sind so gierig auf ihren Raub, daß sie eine Maus im Maul behalten, während man sie fängt. Des Winters werden sie im Norden ganz weiß, ohne schwarze Schwanzspitze. Bechstein I. 1801. 812. Buffon VII. 225.

T. 29. F. 1. Schreber III. 498. Taf. 138. Fr. Cuvier, Mammif. 1822.

Es ist am häufigsten in Sibirien, wo es bis an das östliche Meer und die nördlichsten Gegenden sich erstreckt. Es ist ein außerordentlicher Vielfräßer, und verschlingt oft des Tages mehr als sein eigenes Gewicht, auch säuft es viel, und zwar schlappend, wie die Katzen. Es verachtet keine Art von Fleisch, selbst nicht das vom Iltis. Beym Fressen macht es einen Buckel; nachher legt es sich zusammengerollt schlafen. Man kann es zwar in einem Käfig an sich gewöhnen, allein es bleibt immer bissig und verlegt mit seinen 4 Eckzähnen sehr schmerzhaft. Es wird daselbst schon im September etwas weiß, und ganz im November; ebenso am Caucasus, aber nicht in der Krimm und in Persien. Man näht ihre Bälge zu schönen Kleidern zusammen, welche dauerhafter und weißer sind, als vom Hermelin. Pallas, Zoogr. ross. I. 1811. 94.

Sie finden sich in der Barbarey und heißen daselbst Fert el Heile. Shaw, Voyages. I. 1753. 323.

10) Das Hermelin (*M. erminea*), L'Hermine, Roselet; Stoat,

ist größer als das Wiesel, gegen 10 Zoll lang, Schwanz 4, eben so gefärbt, außer im Winter, wo es weiß wird, jedoch immer ein schwarzes Schwanzbüschel behält. Buffon VII. 340. T. 27. Schreber III. 496. T. 137. A. B.

Sie finden sich in denselben Ländern, wie das Wiesel, jedoch mehr in Feldern und Wäldern, und in denselben Schlupfwinkeln, am liebsten an Ufern; nur des Winters bisweilen in Scheuern und Ställen, wo sie den Hühnern nachstellen. Ihre Lebensart und Blutgier ist ganz dieselbe.

Sie ranzen im März, und werfen nach 5 Wochen 3 bis 8 blinde Junge, welche sie ebenfalls hin und her schleppen.

Am häufigsten sind sie in Rußland, vom Eismeer an bis nach Indien, wie es scheint, östlich bis Kamtschatka und selbst in America. In den dichten Wäldern von Dawurien sind sie klein, wie in America, und kaum eine Spanne lang; im dießseitigen Sibirien dagegen, und im eigentlichen Rußland bis an den Obj,

sind sie größer, 7—8 Unzen schwer und besonders bey den chinesischen Kaufleuten beliebt; am größten aber am Flusse Kolyma, und diejenigen, welche die Tschutschen aus dem kältesten America bringen. In den südlichen Gegenden sind sie des Sommers mehr röthlichbraun, in den nördlichen dunkler. Sie wohnen eben so gern in den Wäldern als in Städten, schwimmen auch recht gut und holen selbst ihren Raub aus dem Wasser. Sie nisten sowohl in hohlen Bäumen als in Erdhöhlen, welche sie aber kaum selbst machen, sondern Mäusen abnehmen. Pallas fand Anfangs May ein solches Nest in einem hohlen Baum mit einem engen Loch, in verschiedene Kammern getheilt, in deren einer unversehrte Mäuse und Spitzmäuse angehäuft lagen, in 2 andern bloß die Häute und Füße von Mäusen, und in jedem 2 junge, etwa 10 Tag alte Hermeline, oben grau, unten weiß. Die Mutter war noch im Winterkleide; jene schreyen wie junge Katzen, die Alten wie Ratten, jedoch seltener. Nimmt man die Jungen weg, so folgt die Mutter weit nach. Im Herbst fällt das dünne und röthlichbraune Sommerhaar aus, und es kommt das längere und weiße Winterhaar, welches im Frühjahr zuerst am Rücken ausfällt, so daß das Thierchen eine Zeit lang geschächt aussieht; in wärmeren Gegenden, wie am caspischen Meer, schon im März, in Sibirien erst im May. Man näht die Winterbälge in Säcke zusammen und schickt sie nach China, Europa und die Tärkey; in Rußland werden sie wenig getragen, und die prächtigen Schwänze sind sogar verboten, und werden bloß von der kaiserlichen Familie getragen. Man fängt sie mit Schlingen vor ihren Löchern oder mit Fallen, zieht sie ab und wirft das Fleisch weg; weil es selbst die Jackuten und Kalmücken, wegen des Gestanks aus den Drüsenbälgen, nicht mögen. Pallas, Zoogr. ross. I. 90.

In Schweden heißen sie Le-katt, und sind über das ganze Land verbreitet bis in den höchsten Norden, wo sie nicht nur die Lemminge verfolgen, sondern sogar den Elenthieren an den Hals springen und dieselben so beißen sollen, daß sie sich verbluten. Das erzählt schon der alte Olaus Magnus (De gentibus sept. 1562. libr. 17. cap. 1.). Dieses Thierlein sey so

blutdürstig, daß es kein ähnliches seiner Größe in der Welt gebe; man binde es an eine Schnur und setze es auf einen Stock, damit es die jungen Tauben, Hühner und Schwalben aus den Nestern hole. Sie wurden zu seiner Zeit, 1518, in großer Menge gefangen und an fürstliche Personen theuer verkauft. Sie rammeln Ende May, und dann stinken die Wälder so, daß man kaum durchkommen kann. (Lib. 18. cap. 16.)

Nach Pontoppidan springt es nicht bloß auf das Glemmthier, sondern auch selbst auf den Bären, beißt sich in das Ohr ein, daß die Thiere vor Schmerzen davon laufen und endlich über Felsen herabstürzen; ja es setzt sich auf die schlafenden Adler und Auerhähne, fliegt mit denselben davon und beißt sie so lange, bis sie verblutet herunterfallen. Er selbst hat es nicht gesehen. Naturg. von Norw. II. 1754. 48.

Auf Grönland kommt es nicht vor, wohl aber in Nordamerica, von der Mitte der vereinigten Staaten an bis in den höchsten Norden, besonders häufig an der Hudsonsbay, wo sie ebenfalls vorzüglich von den Lemmingen leben. Die Pelzcompagnie kümmert sich aber nicht darum, weil England von Rußland her damit versehen wird. Parry, sec. Voy. App. 1825. 294.

11) Im südlichen Rußland findet sich vom Don an bis zur Wolga, und nördlich bis zum 53.°, das sogenannte Wormlein (*M. sarmatica*),

welches viel Aehnlichkeit mit dem Iltiß hat, aber nur 1 Schuh lang ist mit halb so langem Schwanz; braun, aber, sonderbarer Weise, mit gelben Flecken unregelmäßig geschächt. Es lebt vorzüglich in den Gängen des Ziesels, welches von ihm vertrieben wird. Es heißt Perewjaeska, bey den Pelzhändlern Pervostschick. Seine Pelze werden wegen der geschächten Zeichnung fast so theuer als die der Hermeline nach Moscau, Petersburg und in die Türkey verkauft. Zu den Zeiten von Conrad Gesner hießen sie, eben wegen diesen Flecken, Salamanderpelze; bey Agricola (An. subterr. 486.) Vormela. Pallas, Spicil. XIV. 79. tab. 3. fig. 1. Gùldenstädt, Novi comment. petrop. XIV. 451. tab. 10. Schreber III. 490. T. 132.

12) Der Iltiß oder Raß (*M. putorius*), Poutois; Polecat, ist  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang, Schwanz  $\frac{1}{2}$ ; Färbung blaßbraun, Schnauze und Ohren weiß, Füße schwarz.

Dieses häßlich stinkende, übrigens dem Marder ähnliche Thier findet sich in ganz Europa, von dem nördlichen Asien bis Kamtschatka, südlich in der großen Tatarey, am caspischen und schwarzen Meer, aber nördlich nicht bis ans Eismeer, und nicht im nördlichen Schweden, so wie auch nicht in America. Es schlägt seine Wohnung in Wäldern, Feldern und Häusern auf, in Erdböchern, Fuchshöhlen, hohlen Bäumen, Holzhaufen, und gräbt bisweilen in den Ställen große Haufen aus, wie der Hamster; klettert überhaupt nicht so gut, wie der Marder, ist auch nicht so kühn und tödtet nicht aus bloßer Lust, sondern schleppt das Geflügel fort und verzehrt es ganz; auch trägt es die Eyer in ganze Haufen zusammen. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Mäusen, Feld- und Waldhühnern, nimmt jedoch auch mit Fröschen, Schnecken und Heuschrecken fürlieb; im Winter lauert er an Bächen auf Fische, besonders Forellen, stellt auch den Kaninchen nach und wirft die Honigstöcke um, um den Honig zu fressen. Er ist fast immer in Bewegung, meist springend, hört und sieht gut, durchstöbert alles und ist sehr listig. Sein Leben ist außerordentlich zähe, und fast nicht zu vertilgen; lange Zeit erhängt oder unter dem Wasser gehalten, daß er wie todt erscheint, kommt er doch wieder zu sich. Zur Ranzzzeit, gegen Ende des Hornungs, beißen sie sich unter lautem Geschrey heftig herum, werfen nach 8 Wochen in ein Nest von Gras oder Moos 4—6 Junge, welche sie vertheidigen und deren Unrath sie forttragen, um das Lager nicht zu verrathen. Man fängt sie wegen ihrer Schädlichkeit in Fallen und Tellerreisen, wobey sie aber oft sich das Bein abbeißen und so entkommen. Der Pelz ist nur gut im December und Jänner, wird aber wegen des lang anhaltenden Geruchs nur wenig geschätzt und bloß zu Mützen, Handschuhen und Muffen der Landleute verwendet. Bechstein I. 479. Buffon VII. 199. Taf. 23. Schreber

III. 485. T. 131. Meyers Thiere II. T. 6. Geßner 869  
Fig. Agricola 37.

Das Frett (*M. furo*), Furet; Ferret,

ist wahrscheinlich nichts weiter als ein verkrüppelter Iltis, was seine rothen Augen andeuten und das in weißlichgelb verhoffene Braun; es ist auch kleiner, nicht viel über 1 Schuh lang, der Schwanz  $\frac{1}{2}$ .

Dieses Thier hat noch kein Mensch im wilden Zustand beobachtet. In ganz Europa halten es die Jäger bekanntlich in einer Kammer oder einem Kasten zum Caninchenfang. Der Reisende Shaw ist der einzige, welcher sagt, es gebe in der Barbarey unter anderen wilden Thieren auch das Nimse oder Furet; aber weiter kein Wort (*Voyage* I. 323.). Von da ist es nach Spanien geschafft worden, weil die Caninchen daselbst zu sehr überhand genommen hatten; von da breitete es sich allmählich über ganz Europa aus, vorzüglich nach dem südlichen Frankreich, England und dem nördlichen Deutschland, wo es noch wilde Caninchen gibt. Man füttert sie mit Semmel, Brod und Milch, und zuweilen mit Fleisch, gibt ihnen auch manchmal einen lebendigen Vogel oder ein Caninchen zu fangen, damit ihr Naturell nicht zu sehr ausartet und sie überhaupt gesünder bleiben. Sie fassen das Caninchen am Halse oder an der Nase und saugen ihm das Blut aus. Sie werfen nach 6 Wochen, zweymal des Jahrs, 5—6 blinde Junge, die man 1 Monat saugen läßt, ihnen dann Semmel und Milch gibt und sie nach einigen Wochen an Fleisch gewöhnt. Will man sie brauchen, so bindet man ihnen eine Schelle um den Hals, trägt sie aufs Feld und läßt sie in die Höhlen der Caninchen, welche sogleich aus Angst die Flucht ergreifen und in einem vor das Loch gespannten Netz gefangen werden. Nach und nach arten sie aber aus, und daher paart man in England die Weibchen mit dem Iltis, wodurch wieder eine muthigere Zucht entsteht.

Daubenton hat bey dem Iltis und den Mardern nur 14 Rippen gefunden, bey dem Frett aber 15, und auch einen Knochen im Brustbein mehr, nehmlich 11 statt 10; woraus

man glaubt, daß beide verschiedene Gattungen sind. Bechstein I. 791. Buffon VII. 209. T. 25—28.

Bey Aristoteles kommt ein Thier vor unter dem Namen Ictis (IX. cap. 9.). Es hat die Größe eines Malttheser Hündchens, gleicht im Aussehen, in der Behaarung, dem Bauche und der boshaften Natur dem Wiesel, läßt sich aber sehr zähmen. Es frißt gern Honig und stellt daher den Bienenstöcken nach; es lebt von Vögeln, wie die Katze.

Plinius scheint dasselbe Thier unter dem Namen Viverra, woraus endlich Furo und Frett geworden sey, zu verstehen. Er sagt, die Caninchen haben einmal auf den Balearen sich so vermehrt, daß man den Kaiser August um militärische Hilfe anging. Die Viverron haben bey der Jagd viel Verdienst. Man steckte sie in die Gänge der Caninchen, welche von ihnen herausgetrieben und gefangen wurden (VIII. 55.). Strabo erzählt die Sache umständlicher: Spanien habe fast keine schädlichen Thiere, mit Ausnahme der Caninchen, welche Wurzeln, Kräuter und Samen fräßen; sie hätten sich bis Marseille und auf die Inseln ausgebreitet, so daß man nach Rom um Abhilfe geschickt hätte. Man habe aber verschiedene Mittel erfunden, um sie zu jagen, worunter auch das sey, daß man africanische Katzen (worunter man marderartige Thiere versteht) angewendet, und dieselben mit verschlossenem Maul in die Höhlen gesteckt habe u. s. w. In welcher Menge sie daselbst vorhanden sind, beweisen die großen Schiffe, welche damit beladen fast eben so häufig nach Rom kommen, als aus Africa. Strabo, Amstelaedami. 1707. Fol. Lib. III. p. 144.

Schon zu den Zeiten der Araber hießen sie Furo, auch bey Albertus M., und wurden schon zahm gehalten und gebraucht, wie heutiges Tages. Gesner I. 1551. 862. Fig. Furo, Ictis.

In den heißen Ländern, namentlich in Africa und Ostindien, gibt es noch einige Ictisarten, welche aber kaum bekannt sind. An ihre Stelle treten die sogenannten Stinkthiere.

b. Andere haben Grabklauen.

1. Die einen haben nur halbnackte Sohlen, und verbreiten einen unerträglichen Gestank durch einen Saft, der aus 2 Drü-

fen kommt und durch den Hintern ausgespritzt werden kann. Es sind:

die Stinkthiere (*Mephitis*), Mouslette, mit dem Gebisse des Iltis, jedoch ist der Quer- oder hintere Backenzahn viel größer, fast wie beym Dachs; haben auch halbnackte Sohlen, Grabklauen und weiße Pelzstreifen, aber einen sehr buschigen Fuchschwanz; ihre Drüsenbälge öffnen sich nicht nach außen, sind aber viel größer und können willkürlich einen unerträglichen Gestank von sich geben.

Alle, auch die erste Gattung, haben 15 Rippenpaare, die Marder und Iltisse nur 14. Ihre Stinkdrüsen öffnen sich nicht, wie beym Dachs, nach außen, sondern in den Mastdarm, und der Saft ist graulichweiß, und so dick wie Eiter. Cuvier, Oss. foss. IV. 1823. 467.

13) Das africanische (*Mustela zorilla*) ist etwas über 1 Schuh lang, der Schwanz mit dem langen Haarbusch etwas kürzer; Färbung oben und unten schwarz, mit 4 weißen, vorn schmalen, hinten breiten Streifen vom Kopf bis zum Schwanz, dessen hintere Hälfte weiß ist; Schnauze kurz, Gebiß und Füße ganz wie beym Iltis.

Kolbe erwähnt zuerst dieses Thier, welches am Vorgebirg der guten Hoffnung Stinkbinksem heißt. Es ist ungefähr so groß, wie ein mittelmäßiger Hund, und sieht einem Iltis nicht viel ungleich, so daß man glauben sollte, es wäre eine Art davon. Die Natur hat diesem Thier eine gar sonderliche Art Waffen verliehen, womit es sich wider seine Feinde, die es zu fangen suchen, schützen kann. Befindet es sich nehmlich entweder auf dem Felde oder in der Wüste, und sieht, daß sich ein Hund oder ein wildes Thier ihm nähern will, um es umzubringen; so wirft es seinen Feinden einen so grausamen und pestilenzialischen Gestank entgegen, daß das arme Thier genug zu thun hat, die Nase an der Erde oder an den Bäumen abzureiben, um des Gestanks wieder los zu werden. Nähert sich ihm das Thier weiter, und kommt wohl noch eines dazu; so schießt es zum andernmal mit seinem Gewehr auf dieselben los und gibt wieder einen Gestank von sich, der nicht geringer ist, als der vorige.

Auf diese Art vertheidigt es sich tapfer wider seinen Widersacher, bis es ihn verjagt hat und meister im Felde bleibt. Nimmt ein Jäger ein erschossenes in die Hände, so hängt sich ein so garstiger Gestank daran, daß er sie öfter mit Seife abwaschen muß. Daher läßt man es liegen, wenn man es geschossen hat. Wer einmal eine Nase voll davon bekommen hat, wird ihm gewiß das anderemal von selbst aus dem Wege gehen, und es ungehindert passieren lassen. Vorgebirg. 1719. Fol. 167.

Es heißt jezt daselbst gestreifter Maushund, und findet sich in den felsigen Gegenden vom größten Theil der Colonie; geht des Nachts aus, um Vögel, Eyer und Amphibien zu rauben. Thunberg, Mémoires de Pétersbourg III. 1811. 106. Buffon XIII. 289. T. 41. Schreber III. 455. T. 123. Shaw T. 94. *Viverra striata*.

14) Die americanischen (*Viverra mephitis*)

sind, dem Gebiß und den halben Sohlen nach, die ächten Gattungen dieses Geschlechts, und sinken fürchterlicher als alle anderen. Sie sind schwarz oder sehr dunkelbraun, und zeichnen sich alle durch große weiße Streifen aus, die auf dem Kopf gemeinschaftlich anfangen, sich auf dem Nacken scheiden, und auf den Seiten bis zu den Lenden fortlaufen, wo sie sich zuweilen wieder an der Schwanzwurzel verbinden; allein die Zahl dieser Streifen ändert so ab, daß dadurch keine Gattungen bestimmt werden können, und man daher am besten thut, dieselben vor der Hand bloß in die nord- und südamericanischen zu theilen.

a) Die nordamericanischen (*Viverra putorius*), Bête puante; Polecat,

sind kaum von den südamericanischen zu unterscheiden; sie sollen zwar einen weißen Schwanz haben; allein das ist nicht immer der Fall.

Man rechnet diejenigen hieher, welche sich in den vereinigten Staaten finden, von Louisiana bis zum 57. Grad.

Nach Kalm heißt das Thier bey den Engländern in Pennsylvanien Polecat (Iltis); in New-York Skunk; bey den Franzosen in Canada Bête puante, *Enfant du diable* (Teufelskind); bey den Schweden in Pennsylvanien *Fis-Katta* (Fisfäse),

wegen des unleidlichen Gestanks, den es bisweilen von sich gibt. Es kommt dem Marder am nächsten, ist fast eben so groß und gemeiniglich schwarz, hat aber auf dem Rücken einen weißen Streifen und ein Paar andere auf jeder Seite, die mit den ersteren parallel laufen, bisweilen gibt es auch, die fast ganz weiß sind. Es wirft seine Jungen sowohl in hohle Bäume als in Gruben in der Erde; denn es bleibt nicht bloß auf dem Boden, sondern klettert auch mit ungemeiner Behendigkeit auf die höchsten Aeste. Die Vögel haben an ihm einen großen Feind, es zerbricht ihre Eyer und frist die Jungen; kann es sich in einen Hühnerstall schleichen, so fängt es bald ein greuliches Würgen an.

Es ist aber vornehmlich wegen einer besondern Eigenschaft bekannt. Wird es von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft es anfangs so sehr als es kann, oder klettert auf einen Baum. Findet es keinen Ausweg mehr, so wendet es noch ein Mittel an, welches ihm übrig ist, und spritzt ihnen seinen Harn entgegen. Nach Einigen soll es dadurch geschehen, daß es den Schwanz damit anfeuchtet und denselben zurückschlägt; nach Andern aber soll es denselben wirklich so weit spritzen können. Einige Leute haben mir erzählt, daß ihnen von dieser schändlichen Feuchtigkeit das Gesicht ganz bespritzt worden sey, obshon sie noch gegen 18 Schuh davon entfernt gewesen. Dieser Harn hat einen so unerträglichen Geruch, daß kein schlimmerer gedacht werden kann. Ist jemand dem Thier zur Zeit des Auspriehens nahe, so kann er eine Weile kaum Athem holen, und es ist ihm zu Muth, als wenn er ersticken sollte; ja kommt dieser verpestete Harn in die Augen, so läuft man Gefahr das Gesicht zu verlieren. Aus den Kleidern ist der giftige Geruch fast nie wieder herauszubringen. Viele Hunde laufen aufs eiligste davon, sobald sie der Guß trifft; rechte Fänger aber hören nicht eher auf dem Flüchtigen nachzusehen, als bis sie ihn todt gebissen haben; sie reiben jedoch unterweilen die Schnauze auf der Erde, um den Gestank einigermaßen zu vermeiden.

Der widrige Geruch geht selten vor einem Monat aus den Kleidern; doch verlieren sie das meiste davon, wenn man sie

24 Stunden lang mit Erde bedeckt; auch die Hände und das Gesicht muß man mit Erde wenigstens eine Stunde lang reiben, weil das Waschen nichts hilft. Als ein angesehenener Mann, der unvermuthet bespritzt wurde, sich in einem Hause reinigen wollte, schloß man die Thüre zu und die Leute liefen davon; so bespritzte Hunde läßt man mehrere Tage lang in kein Haus. Reiset man in einem Walde, so muß man sich oft die Nase zuhalten. Ich schlief einmal im Winter auf einem Hof, wo ein Lamm getödtet lag, weßhalb solch ein Thier heranschlich; die Hunde waren aber wach und verjagten es, da entstand plötzlich ein solcher Gestank, daß ich glaubte im Bett erstickt zu müssen; sogar die Kühe blökten aus vollem Halse. Um Weihnachten bemerkte die Köchinn, daß verschiedene Tage nach einander das Fleisch im Keller benascht worden war; daher versperrte sie alle Zugänge, um die Raken abzuhalten. Allein in der folgenden Nacht erwachte sie von einem Lärm im Keller. Sie gieng hinunter und sah im Dunkeln ein Thier mit feurigen Augen; dennoch faßte sie Muth und schlug es todt. Dabey entstand aber solch ein abscheulicher Gestank, daß sie einige Tage krank wurde und man alle Schwaaeren im Keller, sammt Brod und Fleisch, wegwerfen mußte.

Jemand gieng in der Nacht aus dem Walde nach Hause in New-York; er glaubte auf dem Weg eine Pflanze zu sehen, und wollte sie ausreißen; im Augenblick ward er bespritzt. Es war der aufgerichtete Schwanz eines Stinkthiers, welches sitzen blieb.

So manchen Verdruß diese Thiere auch machen, so werden sie doch bisweilen gezähmt. Sie folgen den Leuten nach wie Raken, ohne ihre häßliche Spritze zu brauchen, wosern sie nicht geängstiget oder geschlagen werden. Die Wilden essen das Fleisch, schneiden aber beym Abziehen des Balges die Blase aus. Es soll gut und wie ein Ferkel schmecken. Das Fell ist grob und langhaarig, und wird daher von den Europäern nicht gebraucht; die Wilden aber machen Tabacksbeutel daraus, die sie vorn am Leibe tragen. Reise II. 1757. 412.

Lesueur, welcher die Reise mit Perou nach Neuholland

gemacht und nachher sich in den vereinigten Staaten aufgehalten hat, bekam im July 1826 zwey Wochen alte Junge aus einem hohlen Baum, welche in der Färbung verschieden waren. Das eine war schön schwarz mit einem weißen Band von der Schnauze an, welches von den Ohren an breiter wurde und sich auf der Schulter in 2 Bänder theilte bis zum Schwanz, der fast ganz weiß war; dazwischen lief nur eine schwarze Linie auf dem Rückgrath bis auf die Mitte des Schwanzes; bey einem andern war diese Linie viel breiter. Nach 2 Monaten wurden diese ziemlich rauhen Haare linder und kürzer, und auch der Schwanz ganz schwarz, mit Ausnahme der Spitze; die Bänder unterbrochen durch einen schwarzen Flecken auf den Hüften. Leibeslänge  $1\frac{1}{2}$  Schuh, ohne den Schwanz. Ein drittes Stück war 22 Zoll lang und fast ganz weiß; nur unten die Füße und der Rückgrath schwarz.

Sie fressen allerley Fleisch, am liebsten aber Vögel, welche sie am Kopf ergreifen und mit den Beinen auf die Erde drücken. Sie können lange fasten, aber auch wieder mehr verschlingen als sie verdauen können; sie brechen es dann aus und fressen es wieder. Uebrigens halten sie sich sehr reinlich, und man findet nie den geringsten Unrath in ihrem dunklen Lager, welches aus Heu besteht, in welchem sie gegen den Winter in eine Kugel gerollt schlafen. Nach dem Fressen putzen sie die Schnauze mit den Pfoten ab. Im Zustand der Ruhe halten sie den Schwanz aufrecht; bey dem Gehen wagrecht; sie klettern mit Mühe. Die zahmen kommen zwar auf den Ruf herbey, aber immer mit dem Hintern voran und den Schwanz in die Höhe, um bey dem geringsten Schrecken, den man ihnen verursachen möchte, zum Aus-spritzen ihres fürchterlichen Gestankes bereit zu seyn. Sie laufen schlappend, aber wenig, und lassen deunoch viel Wasser, welches gar nicht riecht, und daher nicht Ursache des Gestankes ist, wie manche geglaubt haben. Sie schlafen den ganzen Tag und treiben sich dann des Abends herum, sie mögen Hunger haben oder nicht.

Diejenigen, welche an der Hudsonsbay, in den Wäldern längs der Sandebenen des Siskatschewan bis zum  $57^{\circ}$  Nord-

breite vorkommen, haben einen schönen buschigen Schwanz und breite weiße Seitenstreifen, einen langen aber harschen und ziemlich werthlosen Pelz. Sie liegen des Winters in Höhlen, leben von Mäusen und Fröschen und sind gar nicht scheu, wahrscheinlich weil sie wissen, daß sie ihre Feinde mit Gestank vertreiben können. Diese Flüssigkeit ist dunkelgelb und liegt in einem Sack unter der Schwanzwurzel. Der Gestank ist so arg, daß er an der Stelle, wo das Thier getödtet worden, mehrere Tage lang bleibt; er hat Aehnlichkeit mit dem Geruch des Knoblauchs. Es kann sie 4 Schuh weit spritzen. Man hat Beyspiele, daß das Gesicht durch die davon erregte Entzündung verloren gegangen ist. Es wirft 6—10 Junge; die Inwohner essen das Fleisch.

Die Streifen sind ziemlich beständig, und gleichen denen des Chincho aus Chili. Eine schmale weiße Linie läuft von der Nasenspitze aufs Hinterhaupt, wo sie sich in einen Flecken ausbreitet, wieder schmaler wird, bis zwischen den Schultern, wo sie sich gabelt und längs den Seiten nach hinten läuft, immer breiter werdend und sich meistens auf dem Kreuze wieder vereinigend. Der ovale Rückenraum ist schwarz, ebenso die untere Seite des Leibes, die Seiten des Kopfes und der Schwanz, auf dem jedoch 2 weiße Streifen laufen. Die Klauen sind stark und zum Graben geformt, ganz verschieden von denen des Marders. Kalm's Fis-katta in Canada ist etwas verschieden, weil sie, außer den 2 weißen Seitenstreifen, noch eine solche Rückenlinie hat. Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 19.

b) Die südamericanischen (*V. mephitis*), Chincho, haben gewöhnlich sehr breite weiße Bänder, welche selbst den Rücken bedecken und oft auf den Schwanz laufen.

Dieses, wegen seines Gestankes schon von den frühesten Reisenden bemerkte Thier scheint sich in ganz Südamerica zu finden, mehr an der Westküste, indem es in Brasilien und Paraguay fehlt, jedoch am Orenoco vorkommt, sofern es dieselbe Gattung ist.

Azara fand es erst südlich von Paraguay, wo es Jagua-re (stinkender Hund) heißt, vom 30. Grad an bis zur magellanischen Meerenge; es soll aber auch in Tucuman, am obern Plata gegen

Peru, vorkommen. Es lebt im Felde, von Insecten, Eiern und Vögeln, schleicht bey Tag und Nacht still und dicht an der Erde herum und hält den Schwanz wagrecht; kann nicht auf Bäume klettern. Es fliehet vor nichts, selbst nicht vor den Menschen; so bald es aber bemerkt, daß man ihm nachstellt, macht es halt, nimmt sich zusammen, hebt den Schwanz in die Höhe und sträubt seine Haare. So wartet es bis man nahe genug ist, und dann spritzt es seinen Harn in sicherer Richtung wohl 5 Schuh weit. Der Gestank ist so arg, daß Menschen und Thiere, selbst der Jaguar-ete zurückweichen und es laufen lassen. Fällt ein einziger Tropfen auf ein Kleid, so muß man es ablegen; denn wenn man es auch 20mal wäscht, so bleibt doch der Gestank so stark, daß er das ganze Haus füllt. Ein Hund, welcher 8 Tage vorher bespritzt, aber mehr als 20mal gewaschen und mit Sand gerieben worden war, verpestete eine Hütte dermaßen, daß man es nicht mehr darinn aushalten konnte. Man riecht den Gestank auf eine Meile weit. Der Harn soll bey Nacht leuchten, während er ausgespritzt wird.

Es geht sehr langsam, und kommt nicht so weit als ein Mensch, wenn es auch bisweilen springt. Es soll Höhlen graben und 2 Junge werfen, welche es, wie die Katzen, im Maul fortschleppt. Sie sind gefärbt wie die Alten. Die Indianer in Buenos-Ayres machen sich aus den Pelzen weiche und schöne Decken, welche sie tragen, obschon sie schlecht riechen. Um sie zu fangen, reizt man sie wiederholt mit einer langen Gerte, bis sie allen Harn ausgespritzt haben; auch schleicht man herbey und hebt es schnell am Schwanz auf, weil es dann seinen höllischen Beutel nicht entleeren kann. Auch jung aufgezogen werden sie zahm, lassen sich streicheln und geben den Gestank nur von sich, wenn man sie ärgert. Die Indianer essen sogar ihr Fleisch.

Es ist 23 Zoll lang, der Schwanz 7, wovon das Haar  $\frac{1}{2}$ . Die Schnauze ist nicht so spitzig, wie bey dem Iltis, und behaart; das Ohr etwas größer und rund, die Füße dick, mit 5 Zehen und 7 Linien langen Nägeln. Auf der Schnauze ist ein weißer Flecken, von welchem 2 weiße Linien abgehen über den Ohren auf die Seiten des Halses und des Leibes bis zum

Schwanz. Alles übrige ist schwarz, das Haar 1 Zoll lang, am Schwanz  $1\frac{1}{2}$ . Mit der Zeit werden die Pelze braun und selbst weißlich auf dem Rückgrath. Es gibt auch ganz schwarze, und bey andern laufen die weißen Streifen auf den Seiten des Schwanzes fort. Endlich gibt es ganz weiße. Azara, Quadrup. I. 1801. 211. Buffon XIII. 287. 300. T. 39. Chinche, Suppl. VII. tab. 57. Mouffette de Chili. A. de Humboldt, Obs. zool. I. 1811. 350. *Viverra mapurito*.

Beschreibungen oder Abbildungen von Thieren aus den vereinigten Staaten (*Viverra putorius*) finden sich bey

Catesby, Carolina II. 1743. T. 62. (Schreber T. 122.); Lepage du Pratz, Louisiana II. 97; Kalm's Reise II. 412; Lawson (Carolina S. 119.); Buffon XIII. T. 38. Coase; Squasche aus Virginien; Cuvier (Oss. foss. IV. 1823. 472.); Fr. Cuvier, Mammif. Livr. XXVIII. 1821, Chinche aus Louisiana; Livr. LVII. 1827. Mouffette de l'Amér. sept.; Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 19.

Aus Mexico wurden beschrieben oder abgebildet von Hernandez (Hist. anim. mex. 1651.):

Itzqui-Epatl sive *Vulpecula* cap. 18, mit vielen weißen Streifen; ist nach Lichtenstein (Berl. Acad. 1830.) Buffons Conepatl, XIII. T. 40; oder das in den vereinigten Staaten verbreitete fünfstreifige Stinkthier (*V. putorius*), welches die Spanier Zorilla (*Vulpecula*) nannten.

Con-Epatl, *Vulpecula puerilis* (Hernandez Cap. 18.), nur mit 2 weißen Streifen; ist nach Lichtenstein Buffons Coase (XIII. Taf. 38.), welcher bald ohne, bald mit 2 Streifen vorkommt.

Ozto-hua (Hernandez Cap. 16.), dessen Fleisch die Einwohner essen, obgleich es sehr stinkt, hält Lichtenstein nicht für ein Stinkthier, sondern für einen Bielfraß (*Gulo barbatus*), dessen Abbildung zum Stinkthier (Recchi IX. cap. 20. p. 332.) gerathen ist.

Tepe-maxtla, Caca-miztli (Hernandez Cap. 16. 28. 33. 40.) ist nach ihm eine Art von Coati, welche er *Bassaris astuta* nennt.

Vom Drenoco: Gumilla (Hist. nat. de l'Orénoque III. 1758. 240.); Mapurito, weiß und schwarz gefleckt.

Aus Chili, Viverra mephitis: Feuillée, Journal 1714. I. 272. Buffon XIII. Taf. 39. Chinche; Suppl. VII. tab. 57. Mouffette du Chili. Schreber Taf. 121. Molina, Chili 1786. 255. Viverra chingha. Mutis; Mapurito (Brief in schwed. Abhandl. 1769. 68.). A. v. Humboldt; Zorra de Quito; mit 2 weißen Streifen und einem geschäkten Schwanz (Observ. zool. I. 346.).

Aus America südlich von Paraguay: Azara I. 211. Jaguare.

15) Das ostindische Stinkthier (*Mydaus meliceps*, *Mephitis javanensis*)

gleichet dem americanischen in Gebiß und Scharrfüßen, hat aber eine rüffelartige Schnauze und nur einen Schwanzstummel; es ist 15 Zoll lang, schwarzbraun mit einem breiten weißen Rückenstreifen.

Es findet sich auf Java und heißt daselbst Telagon und Teledu, auf Sumatra Teleggo, unter welchem Namen es zuerst von Marsden, der es auch Stinkard nennt, aufgeführt wurde (Hist. of Sumatra 117.).

Leschenault hat davon ein Stück nach Frankreich geschickt, Horsfield nach England 1812; später Diard eine Abbildung nach Paris, welche Friedr. Cuvier mitgetheilt hat (Mammif. Livr. 27. 1821.). Raffles hat es kurz beschrieben und gesagt, daß es aus seinem Hintern im Zorn eine Flüssigkeit lasse, welche unerträglich stinke (Linn. Trans. XIII. 1821. 251. Telagu.).

Horsfield hat uns aber erst mit seiner Lebensart bekannt gemacht. Es hat ziemlich die Gestalt und Größe des Irtis, ist jedoch viel plumper, steht kürzer auf den Beinen und hat fast vollkommene Sohlen; die Ohren länglich und kurz, kein Schnurrbart; 6 Zihen. Der Pelz ist den hohen und kalten Gegenden, die es bewohnt, angemessen; besteht nemlich aus langen, zarten, an der Wurzel seidenartigen Haaren, die sehr dicht stehen und warm halten; an den Halsseiten länger und auf- und rückwärts gekrümmt, auf dem Scheitel eine Art Kamm; bey einigen ist

der weiße Rückenstreifen in der Mitte unterbrochen; der Schwanz kaum  $\frac{1}{2}$  Zoll lang, mit den Haaren  $1\frac{1}{2}$ , die Beine kurz und stark, mit langen Klauen, vordere  $3\frac{1}{2}$  Zoll lang, hintere  $4\frac{1}{2}$ ; Kopf 4 Zoll; die 2 Stinkdrüsen öffnen sich nicht nach außen, sondern in den Mastdarm, und haben an jeder Oeffnung einen Schließmuskel, welcher dem Thier erlaubt, die stinkende Flüssigkeit nach Belieben zu halten oder auszuspritzen. Da ich den Gestank des Skunks in America selbst erfahren habe, so erkannte ich ihn gleich wieder auf Java.

Der Teledu ist nicht bloß hinsichtlich seiner Gestalt, sondern auch seiner Heimath, ein sehr merkwürdiges Thier, nemlich ausschließlich auf Gebirge beschränkt, welche über 7000 Schuh hoch sind, und daselbst kommt er so regelmäßig vor, wie gewisse Pflanzen. Man baut auf diesen Höhen europäisches Korn, Birnen, Erdbeeren und die gemeinen Küchengewächse, Kohl, Kartoffeln, Tabak u.s.w., während der Reis nur in der Ebene wächst. Er kommt auf seinen Streifereyen oft in die Felder, wo er, wie ein Schwein, die Erde umwühlt, und daher wegen seiner Menge großen Schaden anrichtet. Er wühlt Höhlen in die schwarze Dammerde unter Baumwurzeln, 6 Schuh lang, endigend in einen weiten Kessel, worinn er den Tag verschläft. Des Nachts geht er nach Regenwürmern, Insecten und ihren Larven; er soll paarweise leben und 2—3 Junge werfen. Da sie sehr langsam sind, so kann man sie leicht fangen, was auch die Eingeborenen ohne Furcht thun, und zwar, um sie zu essen. Wenn man sie schnell packt, so können sie ihre Feuchtigkeit nicht ausspritzen, und das Fleisch bekommt keinen übeln Geruch. Ihre Zähne sind schwache Bertheidigungsmittel, und die kurzen Füße schwache Rettungsmittel; sie suchen daher ihren Feind durch den unerträglichen Gestank abzuhalten. Die Einwohner vergleichen das Ausschieszen mit dem Windlassen. Die Muskelhaut der Drüsen treibt die Flüssigkeit bloß in den Mastdarm; das Ausschieszen aber gegen den Feind geschieht durch die Wirkung der Bauchmuskeln; sie geht nicht über 2 Schuh weit. Der Gestank ist so heftig, daß manche Personen in Ohnmacht fallen und ein ganzes Dorf davon erfüllt wird.

Jung eingefangen läßt er sich zähmen und gibt keinen Gestank mehr von sich. Als ein solches 12 Regenwürmer gefressen hatte, wurde es schläferig, machte eine kleine Grube in die Erde, worin es seine Schnauze steckte und sich bedächtlich hinlegte. Es steht eigentlich zwischen den americanischen Stinkthieren und dem Dachs. Horsfield, Zool. Res. II. 1821. 4. tab. 3. (Iste 1824. 249. T. 3.)

#### 4. G. Die Vielkräße (Gulo), Glouton,

haben vollkommene Sohlen, wie der Dachs, einen mächtigen Schwanz, eine Falte statt des Stinkfacks und dabey das Gebiß der Marder, nehmlich einen starken Reißzahn und einen großen, weit nach innen gezogenen Mahl- oder Quersahn.

Sie sehen ziemlich aus wie der Dachs, sind aber viel blutgieriger; leben nur in der heißesten und kältesten Zone, und es gibt keine dazwischen in der gemäßigten.

a. Es gibt darunter in Südamerica einige schlankere, mit längerem Schwanz und einer schwachen Spannhaut zwischen den Zehen; oben nur 2 Lückenzähne. Sie schließen sich durch ihren starken Bisamgeruch an die Stinkthiere an.

Sie haben einen platten Kopf, kurze Ohren, kleine Schnurrhärte, sehr starke und so kurze Füße, daß sie fast den Bauch schleppen, und ziemlich gerade Klauen zum Graben. Sie sind so geschmeidig, daß sie durch jedes Loch kommen, in welches sie den Kopf stecken können. Sie laufen auf Feldern und Wäldern herum, und fressen alles, was sich bewegt: Insecten, Eidechsen, Schlangen, Ratten, Meerschweinchen, Hasen und Vögel. Sie tödten mit einem Biß in den Hals oder den Kopf Hühner und Eruthühner, und zwar ohne Hunger. Sie benutzen gern die Höhlen der Gürtelthiere und graben sie weiter aus. Gehen bey Tag und Nacht herum, und werfen im September 1 Paar Junge. Sie lassen sich zwar zähmen und rufen, allein sie werfen alles um und tödten das Geflügel; daher muß man sie anbinden. Sie geben gereizt einen Bisamgeruch von sich, der aber nicht unerträglich ist und nach einigen Stunden vergeht. Azara I. 185. Huron.

1) Der graue (*Viverra vittata*), Grison,  
 ist nur  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang, Schwanz 8 Zoll, Höhe 8; Färbung  
 grau, Gesicht, die ganze Unterseite des Leibes und Füße schwarz,  
 von der Stirn über den Augen und die Ohren zu den Schultern  
 ein weißer Streifen, mit weißen Stachelhaaren, Scheitel und  
 Nacken grau. Buffon, Suppl. III. tab. 23. 25. Foine de la  
 Guyane, Grison. Schreber III. 447. T. 124. Thunberg,  
 Mém. de Pétersb. VI. 401. tab. 13.

Findet sich im ganzen heißen America, in Mexico, Guyana,  
 Brasilien und Paraguay, wo er kleiner Iltiß (Huron) heißt und  
 die oben beschriebene Lebensart hat; der Pelz ist ziemlich lang  
 und gut zu brauchen, obschon nicht so fein, wie der des folgen-  
 den. Er trägt den Schwanz wagrecht und hebt ihn nicht auf,  
 obschon es gereizt einigen Gestank von sich gibt. Die Stirn ist  
 gelblichweiß, und diese Farbe bleibt jederseits zwischen den Augen  
 durch, gerade über die Ohren auf den Hals bis zu dessen Ende;  
 der ganze Rücken und die Seiten haben eine melierte Farbe,  
 weil die Haare schwarz sind, aber gelblichweiße Spitzen haben;  
 alles übrige des Kopfes, die ganze Unterseite und die Füße satt  
 schwarz. Männchen und Weibchen sind sich gleich und lassen sich  
 zähmen; sie werfen im October ein Paar Junge. Es ist übr-  
 gens in Paraguay selten, häufiger in Groß-Chaco, von wo es  
 die Indianer nach Assumption zum Verkauf bringen. Azara I.  
 190. Rengger 126.

Eines zu Paris wurde ziemlich zahm, lernte aber die Per-  
 sonen nicht unterscheiden und spielte mit jederman, ließ sich gern  
 den Rücken streicheln, legte sich um, erwiederte mit den Füßen  
 die Betastungen, biß sanft in den Finger, blieb aber gegen alle  
 Thiere wild, biß dieselben aus bloßer Mordlust todt, und hob  
 sie auf auf ein späteres Mahl. F. Cuvier, M. Livr. 4. 1819.

2) Der braune (*Mustela barbata, canescens*), Taira,  
 hat die Gestalt unsers Marders, ist aber größer; Färbung  
 dunkelbraun, mit grauem Kopf und einem großen, gelblichweißen  
 Flecken unter dem Halse. Hernandez, hist. a. mex. 1651. l. 9.  
 cap. 20. Fig. Oztobua. P. Browne, Jamaica tab. 49. fig. 2.

Buffon XV. 155. Suppl. VII. tab. 60. Schreber III. 493. Taf. 135.

Dieses Thier findet sich in Mexico, auf Jamaica, wo es Galera heißt; in Guyana, Brasilien und Paraguay, wo es großer Huron (Furet) heißt. Es ist 3 Schuh lang und der Schwanz 14 Zoll, die Höhe 9, das Ohr  $1\frac{1}{2}$ . Azara I. 197. Taf. 2.

In Brasilien heißt es Irara und Papamel, und wohnt häufig in den Wäldern, in hohlen Bäumen und Klüften, streicht des Nachts umher, besteigt geschickt die Bäume, plündert die Vogelnester und sucht auch den wilden Honig auf; packt übrigens sehr fest die haasenartigen Thiere an, und sogar das Reh; es soll 2—3 Junge werfen in einem hohlen Baum. Von Hunden verfolgt, fliehet es auf die Bäume, wo man es leicht schießen kann. Die Botocuden essen das Thier, ziehen es aber nicht ab, sondern fengen es, wie sie es mit allen andern Thieren machen. Die Neger verfertigen aus der Haut Regenkappen um ihre Flintenschlüssel. Wied, Beyträge II. 1826. 310. Abbildungen Hft. Kengger, Paraguay 1830. 119.

b. Andere haben keine Spannhaut zwischen den Zehen und einen kurzen Schwanz; bewohnen die heiße alte Welt.

3) Der Rattel (*Viverra capensis, mellivora*)

hat ziemlich die Größe und Gestalt des Dachses, sehr breit und flach, oben dunkel aschgrau, Schnauze und untere Theile, so wie der Schwanz, schwarz, also ziemlich wie bey dem Grison; beide Farben durch einen weißen Streifen von der Stirn bis zum Schwanz getrennt.

Er findet sich am Vorgebirg der guten Hoffnung, und wurde zuerst durch de la Caille unter dem Namen Stinkdachs bekannt. Seine Länge betrug 2 Schuh, der Schwanz 8 Zoll, und die weißlichgraue Oberseite sieht aus, als wenn der ganze Körper mit einer Schabracke bedeckt wäre. Voyage 1763. S. 182.

Sparmann erzählt manches von seiner Lebensart, was man jetzt in Zweifel zieht. Man findet nemlich in der Colonie eine Menge Gänge unter der Erde, die vom Stachelschwein, dem

Springhasen, Bläsmoll, äthiopischen Schwein und von Stinkthieren gegraben werden, und worinn, beym Mangel der Bäume, die Bienen ihre Waben anlegen, wenn sie verlassen und zerfallen sind. Der Rattel, eine Art Marder oder Dachs, den die Natur zum Feinde der Bienen bestimmt hat, besitzt eine vorzügliche Geschicklichkeit, sie in ihren unterirdischen Verschanzungen mit seinen langen Klauen auszuwählen. Man sagt, er setze sich bey Sonnenuntergang hin, halte eine Pfote vor die Augen, um zu sehen, in welcher Richtung die Bienen nach Hause fliegen. Auch verstehe er so gut, wie die Einwohner, dem bekannten Vogel, welcher Honigguckguck heißt, zu folgen, um Honig zu bekommen.

Seine Haare sind straff und seine Haut zähe, so daß er ziemlich vor den Stichen sicher ist; auf Bäume kann er nicht klettern, soll aber, wenn er oben Honig riecht, aus Ingrimm in den Stamm beißen, was den Hottentotten ein sicheres Anzeichen von einem Bienneste sey. Seine Haut hängt so locker am Leibe, daß sie wie ein Sack losgeht, wenn ein Hund darein beißt, und er sich sehr leicht wenden kann, um selbst Bisse beyzubringen. Wenn auch mehrere Hunde wirklich seiner meister werden und ihn fortschleppen, so sieht man doch keine Löcher im Fell. Man könne ihn nur tödten durch schießen, stechen oder starke Schläge auf die Schnauze. Die Ohrmuschel ist sehr kurz aber weit. Schwed. Abhandl. 39. 1777. 134. T. 4. Reise 480.

Denham fand dieses Thier auch in der Mitte von Africa, in der Nähe des Sees Tschad. Es sey zur Laufzeit sehr wild, und packe selbst Menschen an. Habe 2—3 Weibchen und lasse sie nie aus dem Gesicht; es werde durch einen Schlag auf die Nase getödtet. *Travels in the Central Africa.* 1826. 4. App. Nro. 3.

Carmichael sagt, es sey für die Hühnerhöfe eines der schädlichsten Thiere. An der Algoa-Bay zankten sich einmal die Nachbarn um das Eigenthum der Eyer, welche die Hühner bald da, bald dort fallen ließen. In einer Nacht machte der Rattel diesem Gezänke ein Ende, indem er allen Hühnern, gegen 2½ Duzend, den Kragen abbiß und 3 davon in seine Höhle schleppte, wo er getödtet wurde. Er ist auch sehr lüstern nach

Honig, und plündert unverletzt die Stöcke, während die Bienen vergebens ihre Wuth an seinem undurchbringlichen Fell auslassen. Kein Thier hat ein so zähes Leben; seine Haut ist so dick und los, daß sie sich gegen alle Gewaltthätigkeiten erhält. *Zfss* 1832. 399.

Pennant beschrieb ein ähnliches Thier, welches J. Hunter lebendig aus Indien bekommen hatte, unter dem Namen des indischen Dachses (*Meles indicus*). Er fraß Fleisch, war lebhaft und gutartig, und schlief zusammengerollt, mit dem Kopf zwischen den Hinterbeinen, und meistens nur bey Nacht; mit einem englischen Dachs, den man ihm beygefeselt, gab er sich nicht ab. *Biersüßige Thiere* II. 340.

Shaw hat ihn später abgebildet unter dem Namen *Ursus indicus*. Aber niemand hat sich darum bekümmert, bis der General Hardwicke auch den Rattel in Bengalen entdeckte und man erkannte, daß er einerley mit dem indischen Dachs sey. Er findet sich in Indien weit verbreitet, an den hohen Ufern des Ganges, des Jumna und in Nepal, geht selten des Tags aus, raubt aber des Nachts um die Wohnungen der Mahomedaner, und gräbt sogar die Leichen aus, wenn man nicht Dornhecken darauf gepflanzt hat, wie man es deßhalb gewöhnlich thut. In Zeit von 10 Minuten hat er sich in den härtesten Boden eingewühlt. Vögel und Ratten sind ihr liebtes Futter. Sie klettern sehr ungeschickt und laufen auf den Misten herum.

Jung aufgezogen werden sie zahm, gelehrig und zeigen viel Lust zum Spielen. Man hat gegenwärtig einen in England schon seit mehreren Jahren, welcher, ungeachtet seines tölpischen Wesens, doch sehr possierliche Sprünge macht, und selbst überburgelt, wenn er bemerkt, daß er die Augen der Zuschauer auf sich zieht. Des Morgens bekommt er, wie die Bären, Brod und Milch, nachher Fleisch. Bennett, *Zool. Gärdens*. 1830. 13. Fig. Burton, *Zool. proceed.* 1835. 113. (*Zfss* 1837. 145.)

c. Andere haben einen ganz kurzen Schwanz.

4) Der gemeine Vielfraß (*Ursus gulo*), Glouton; Glutton; Jerf,

erscheint, wegen seines aufgedunsenen Pelzes, größer als der Dachs, gegen 3 Schuh lang, Schwanz  $\frac{1}{2}$ , Höhe  $1\frac{3}{4}$ , braun, mit einem schwarzen Sattel auf dem Rücken, von einem hellen Kreis umgeben. Buffon XIII. 278. Suppl. III. 240. tab. 48. Schreber III. 525. T. 144. 144\*. Lindwall, schwed. Abh. 1773. 208. T. 7. 8.

Es ist der einzige, der sich im kältesten Norden aufhält, und zwar in Europa, Asien und America.

Nicht leicht hat man von einem Thier so viel Abenteuerliches und Abgeschmacktes erzählt, wie von dem Bielsraß, was wahrscheinlich bloß auf Rechnung des Namens zu schreiben ist, welcher überdieß kaum von viel herkommt, sondern vielmehr von dem schwedischen Fjaell-Ierk, welches Felsen bedeutet. Mathias Michovius, Dr. Med. zu Krakau (De Sarmatia asiana et europaea. 1532. Fol. lib. II. c. 3. p. 526.), und Olaus Magnus, Bischoff zu Upsala, scheinen im Anfang des 16. Jahrhunderts die ersten gewesen zu seyn, welche die lächerlichen Volksfagen zu Papier gebracht haben; denn den Alten war der Bielsraß ganz unbekannt, und selbst im 13. Jahrhundert wußten Albertus Magnus aus Schwaben und Vincentius v. Beauvais noch nichts davon.

M. v. Michow sagt: In Lithauen und Moscovien gibt es ein sehr gefräßiges Thier mit Namen Kossomaka. Es ist so groß wie ein großer Hund, hat Ohren und Augen wie eine Rahe, sehr starke Klauen, einen langhaarigen, braunen Leib, einen Schwanz wie der Fuchs, jedoch kürzer. Findet es ein Nas, so frist es so viel, daß ihm der Leib wie eine Trommel strotzt; dann drängt es sich durch 2 beysammenstehende Bäume, um sich des Unraths zu entledigen, kehrt wieder zum Nas zurück und preßt sich so oft zwischen den Bäumen durch, bis das ganze Nas verschlungen ist. Es scheint zur Schande derjenigen Menschen erschaffen zu seyn, welche fressen, saufen, sich erbrechen und wieder zum Tische gehen.

Olaus Magnus setzt hinzu: Unter allen Thieren ist dieses das einzige, welches von seiner unersättlichen Gefräßigkeit im nördlichen Schweden, seinem Vaterland, den Namen Ierk, im

Deutschen Bielfraß erhalten hat. Sein Fleisch ist unbrauchbar, aber der Pelz ist sehr nützlich und kostbar, glänzt sehr schön, braunschwarz, wie Seide, und wird dadurch noch schöner, daß man ihn kunstreich mit andern Farben an den Kleidern verbindet. Nur Fürsten und andere Große tragen des Winters Mäntel davon, nicht bloß in Schweden und Gothland, sondern auch in Deutschland, wo sie, wegen ihrer Seltenheit, noch viel theurer zu stehen kommen.

Auch die Inwohner lassen nicht gern diese Pelze in fremde Länder gehen, weil sie damit ihren Wintergästen eine Ehre zu erweisen pflegen, indem sie nichts für angenehmer und schöner halten, als ihren guten Freunden unter andern Artigkeiten auch Betten von so kostbaren Pelzen anweisen zu können. Dabey darf ich nicht verschweigen, daß den Schlafenden Träume kommen, welche mit der Natur dieses Thiers übereinstimmen, nemlich unersättigbar zu fressen, andere Thiere zu überfallen u. s. w.; auch sollen diejenigen, welche Kleider daraus tragen, mit Essen und Trinken nie aufhören können. Geigensaiten aus den Därmen gemacht, geben einen schnurrenden rauhen Ton, der aber durch den Wechsel mit feinen Saiten schnell temperiert und in Wohlklang übergeführt wird. Die Jäger trinken das Blut, mit lauem Wasser und mit Honig vermischt wird es sogar bey Hochzeiten aufgesetzt; das Fett ist gut gegen faule Geschwüre, die Zähne zu Beschreyungen; vor den vorgewiesenen Klauen fliehen Katzen und Hunde, wie Kuchelchen vor dem Hühnerweih.

Die Jäger haben verschiedene Kunststücke erfunden, um dieses listige Thier zu fangen. Sie tragen ein frisches Nas in den Wald, besonders wenn hoher Schnee liegt: denn im Sommer taugen die Felle nichts. Der Bielfraß riecht es sogleich, frist sich voll, und während er sich nicht ohne viele Pein zwischen 2 Bäumen hindurch drängt, wird er mit Pfeilen erschossen. Auch stellt man ihm Schlagfallen, wodurch er erwürgt wird; endlich gräbt man ihm Gruben. Mit Hunden ist er kaum zu bekommen, weil sie seine spitzigen Klauen und Zähne mehr fürchten, als den Wolf. *Gentes septentrionales. Libr. XVIII. cap. 5—7.*

Gefner hat nichts weiter davon gewußt, und so blieb es, bis Klein eine neue Abbildung gab nach einem lebendigen Exemplar aus Sibirien in Dresden, welches täglich 13 Pfund Fleisch gefressen hat, und dennoch immer hungerig war; der Leib 2 Schuh 8 Zoll, die Höhe 19 Zoll. Man habe daselbst noch einen ausgestopften gelblichbraunen, welchen August II. bey Frauenstein in Sachsen gefangen habe. *Quadrupedum Dispositio* pag. 83. tab. 5.

Eine schlechte Abbildung gab Gunner in den Drontheimer Schriften III. S. 123. T. 3. F. 5. 6., eine bessere Venberg von einem, der jung gefangen und mit Milch und Fleisch aufgezogen wurde. Er folgte wie ein Hund aufs Feld, war beständig in Thätigkeit, spielte mit allerley Dingen, gieng ins Wasser, wälzte sich in Schlamm, Sand und Schnee, scharrte im Boden und kletterte auf Bäume. Drey Monat alt vertheidigte er sich tapfer gegen die Hunde. Schlug man ihn, so wurde er zornig und ärgerte sich bis zur Ermattung, daß er einschlieff; aber beym Erwachen hatte er alles vergessen. Er fraß nie über Hunger, ließ selbst Schweine mit sich fressen, aber keine Hunde. Er hielt sich immer sehr reinlich, stank nicht, außer wenn mehrere Hunde auf ihn losgiengen. Angebunden schlief er untertags und lief bey Nacht herum; er lag lieber im Freyen als in seinem Stall. Ein Halbjahr alt wurde er wilder, blieb aber doch gegen den Menschen zutraulich, und als er einmal in den Wald entflohen war, so sprang er der bekannten Magd auf den Schlitten und ließ sich nach Hause führen. Ein Jahr alt wurde er immer wilder, und biß sich einmal mit zween großen Hunden so herum, daß er sie getödtet hätte, wenn man ihnen nicht zu Hilfe gekommen wäre. Er liebte den Schatten, die Kälte und grub hin und wieder Löcher. Schon ganz wild spielte er doch noch immer mit bekannten Leuten; gegen einen Stock von Unbekannten aber knirschte er mit den Zähnen und ergriff ihn mit den Klauen. Den Unrath scharrte er mit den Hinterfüßen zu, wie die Hunde, — übrigens ist es bekannt, daß die Vielfraße sich nicht weit von ihrem Geburtsort entfernen, die Stalldächer aufreißen und das

Oken's allg. Naturg. VII. 96

Bieh tödten, im Alter aber, wenn sie die Zähne verloren haben, von Ameisen leben. Schwed. Verh. 1773. 201.

Nach Pallas finden sie sich in den Alpen von Norwegen, Lappland, in den Wäldern von Polen, häufiger aber im nördlichen Rußland, besonders um das weiße Meer; kaum in dem offenen und wärmern westlichen Sibirien, desto zahlreicher aber in den waldbigen Gebirgen des östlichen und des ganzen nördlichen Sibiriens bis ans Eismeer, auch wo keine Wälder mehr sind. Sie stehlen die menschlichen Wohnungen, führen ein herumschweifendes Leben und schlafen im Schnee; gehen bey Nacht auf den Raub aus, selten bey Tag, und laufen immer hungerig, mager, langsam und schläferig herum. In Sibirien fängt man sie häufig in Fuchseisen, weil sie der Spur dieser Thiere und der Wölfe nachgehen, um etwas von ihrem Raube zu erwischen. Sie sind so schlecht zu Fuße, daß die Jäger, ihrer Spur folgend, sie gewöhnlich einholen; dagegen können sie unaufhaltsam fortlaufen. Sie sind eigentlich keine reißenden Thiere, denn sie bekommen ihren Raub nur durch List, indem sie die Mäuse aufgraben, die Hasen und Feldhühner, welche des Winters beyammen unter dem Schnee sitzen. Sie stehlen oft die Thiere aus den Fallen, und zerreißen die gesammelten Pelze in den Hütten; auch graben sie todt Thiere aus und das von den Jägern unter dem Schnee verborgene Fleisch, tragen es fort, um es an einem verborgenen Ort verzehren zu können. Bisweilen zerreißen sie Pferde in den Wäldern. Die Einwohner behaupten auch, daß sie sich am Wege der Renn- und Glemthiere auf Bäume setzen, auf sie herunterspringen und dieselben tödten. Wenn Thiere im Schnee liegen, daß sie nicht um sich sehen können, so kriechen sie unter dem Wind herbey und springen darauf. Menschen greifen sie nie an, wehren sich aber wüthend in der Gefahr. Es ist gewiß, daß sie gegen die verfolgenden Hunde Gestank lassen; sonst riechen sie nicht. Wo möglich retten sie sich auf einen Baum; geht das nicht, so werfen sie sich auf den Rücken, packen den Hund mit den Klauen, werfen ihn ab oder zerfleischen ihn, daß er zurück weicht. Hunde allein werden selten über ihn meister, weil er sich mit Klauen und Zähnen

verteidigt, und nicht los läßt, bis die Knochen entzwey sind. Im Zorn zieht er die Nase zurück, runzelt die Stirn wunderbar, knirscht und steht dann fürchterlich aus; sonst hat er ein listiges und melancholisches Ansehen. Sie rammeln im Herbst und sollen 2, selten 3 werfen in Felsenhöhlen, hohlen Bäumen oder verlassenen Dachlöchern; sie selbst graben keine Gänge.

Jung werden sie leicht zahm, und machen Späße wie die Bären; an einen Pfahl gebunden, laufen sie nicht in einem ganzen Kreise herum, sondern nur in einem halben hin und her, Kopf schüttelnd und grunzend.

Der Pelz steht weit hinter dem Fohel zurück, ist lang, fast borstig, aber schön schwarz, und wird daher nur vom gemeinen Volk als Kappen und dergl. getragen, besonders diejenigen, welche größtentheils schwarz sind, und fast keinen hellen Kreis auf dem Rücken haben. Der Pelz kostet 2—4 Rubel und wird wenig ausgeführt. Die Länge beträgt  $2\frac{1}{2}$  Schuh, der Schwanz ohne die Haare 7 Zoll, das Ohr 1, der Umfang des Leibes 1 Schuh 5 Zoll, die Klauen 1. Spicil. XIV. 1780. 25. tab. 2.

Findet sich noch in Lappland und Dalekarlien in Felsengebirgen, auch in den Wäldern von West- und Osterbothnien, gräbt sich Höhlen in die Erde, worinn er sich, besonders bey der Sommerhize, verbirgt, schläft aber nicht während des Winters, frist wirklich sehr viel, und soll in 2—3mal eine Kuh aufzehren, nachdem er sie an der Gurgel gepackt und getödtet hat; auch Hirsche, Rennthiere, Pferde, Eichhörnchen, Hasen, auf welche er, wie der Luchs, von Bäumen springt; was er nicht verschlingen kann, schleppt er in Felsklüfte; plündert oft den Speisenvorrath der Lappländer; wirft im May 1—3 Junge. Er läßt sich zähmen. Man hatte einen solchen in einem Baumgarten zu Upsala; eingesperrt aber nagt er sich durch; er stinkt nicht, sein Unrath aber riecht übel. Den Pelz braucht man zu Kappen u. dergl. Thunborg, Svensko Djur. 1798. 24.

Nach Nilsson findet er sich in allen Hochgebirgsgegenden von Schweden und Norwegen; tödtet mehr Thiere als er fressen kann, und saugt zuerst das Blut aus, wie das Wiesel; er jagt während der Nacht, ist langsamer als ein Hund, klettert aber

leicht auf Bäume und steile Felsen, wohin er gewöhnlich auf der Jagd fliehet. Skandinavisk Fauna 1820. 94.

In Nordamerica heißt dieses Thier Wolverene (*Ursus luscus*),

bey den Engländern Quickhatch, bey den Franzosen in Canada Carcajou. Es wechselt sehr in der Farbe; einige sind fast ganz schwarz, andere grau, die Jungen rahmfarben.

Es findet sich vom Labrador bis ans stille Meer; man hat es bis zum 70.° bemerkt, jedoch in geringer Zahl.

Die älteren Schriftsteller reden viel von der Grausamkeit dieses Thiers, namentlich daß es von Bäumen auf die Hirsche springe und dieselben während des Davonlaufens todt beiße. Die neueren dagegen behaupten, es lebe bloß von Thieren, welche zufällig getödtet worden sind, und selbst von Nas, welches andere Raubthiere haben liegen lassen; des Sommers gräbt es Murmelthiere aus und schadet auch den Vögeln, besonders aber den Jägern, deren Speisenvorrath es frist und den Köder aus den Mardefallen fortschleppt, nach welchen es oft  $\frac{1}{2}$  Stunde weit geht. Da es wegen seiner Stärke und Schlantheit schwer durch Hunde zu fangen ist, so müssen dann die Jäger ihre Fallen in einer andern Gegend aufstellen. Es baut sich Höhlen und dann warten die Jäger vor Sonnenaufgang, auf dem Boden liegend, bis es seine Nase heraussteckt. Sogleich springt einer hin, verstopft das Loch; man läßt die Hunde los, und während sie sich mit ihm herumbeißen, zieht man ihm eine Schlinge über den Kopf, um es zu erdroffeln. Es überwintert nicht, sondern läuft, zwar langsam aber sehr weit, um etwas zu finden und dasselbe in sein Loch zu tragen. Die Esquimalen liefern die Häute an die Pelzhändler. Parry, Sec. Voy. app. 1825. 292.

Als der Capitän Ross auf seiner Nordpol-Expedition auf dem Schiffe überwinterte, schlich sich einmal eines, von Hunger getrieben, sogar auf das Verdeck, wo ein Duzend Menschen herumgingen, und fraß ein Stück Fleisch so gierig, daß man ihm eine Schlinge über den Kopf ziehen und es erdroffeln konnte. Es gab aus dem Mastdarm den gelblichbraunen Inhalt seiner Drüsen von sich, welcher unerträglich stank. Die Länge 2 Schuh

4 Zoll, Schwanz 10, Gewicht 28 Pfund. Sie ändern ihre Farbe auch unter  $70^{\circ}$  bey der grimmigsten Winterkälte nicht. Sec. Voy. 1835. app. pag. VIII. Catesby, Carolina tab. 30. Edwards Taf. 103. Ellis, Hudsonsbay I. 42. Taf. 4. Buffon XIII. 278. Suppl. III. 240. Taf. 48. Pennant II. 331. T. 36.

5. G. Die Dachs (Meles) sind ebenfalls kurz- und schiefbeinige Thiere, mit ganzen Sohlen; sie haben aber eine spizige Schnauze, spizige Ohrmuscheln, einen kleinen spizigen Reißzahn und dagegen einen sehr großen Mahlzahn, der länger ist als breit; endlich Stinkdrüsen, welche sich nach außen öffnen, und einen kurzen Schwanz.

Diese Thiere finden sich nur auf der nördlichen Erdhälfte, in allen 3 Welttheilen, jedoch nur in der gemäßigten Zone, vom mittlern Schweden bis ans Mittelmeer; von Krasnojarsk am Jenisey, unter  $56^{\circ}$ , bis an den Caucasus, ans caspische Meer und selbst bis nach Persien, aber nicht in Indien. Sie lieben offene, trockene Gegenden, graben sich Höhlen in die Erde und leben von kleinen Thieren, selbst von Obst, Beeren u. dergl.

1) Der gemeine (M. taxus), Blaireau, Taisson; Tasso; Badger, ist  $2\frac{1}{2}$  Schuh lang, Schwanz  $\frac{1}{2}$ , Höhe 1; Färbung grau von weißen und schwarzen Haaren, unten ganz schwarz, so wie die Füße, der Kopf weiß mit einem schwarzen Band durch Augen und Ohren.

Er findet sich in ganz Europa, aber nirgends häufig, gern am Rande der Wälder und Felder, wo er sehr schnell Höhlen gräbt, wie der Fuchs, an der Südseite der Anhöhen, 20 bis 30 Schuh lang, mit zween Ausgängen. Am Ende ist ein weiter Kessel mit Gras und Moos ausgefüllert, wo er schläft und seine Junge wirft, bisweilen mit Füchsen zusammen, jedoch beide in einem besondern Kessel. Sie leben paarweise zusammen und halten ihre Höhle sehr reinlich, indem sie einen eigenen Platz für ihren Unrath haben. Da sie keine eigentlichen Raubthiere sind, so gehen sie nur bey Nacht aus und schleichen umher, um Würmer, Insecten, Schnecken, Frösche, Eidechsen, Vögel, Mäuse

und junge Hasen zu suchen; sie fressen aber auch Wurzeln von allerley Kräutern, Eicheln und Bücheln, Trüffel und im Spätjahr alle Arten von abgefallenem Obst, Rüben und Möhren, welche sie auch wohl in ihre Höhlen schleppen, ohne jedoch Wintervorrath einzutragen. Sie sollen besonders Trauben lieben, den Honig von Hummeln; im Nothfall gehen sie auch an ein Nas, und werden daher in Eisen gefangen. Sie sind am fettesten im Spätjahr und legen sich schlafen so bald es friert, wachen aber von Zeit zu Zeit auf und gehen in mildern Nächten aus, um zu saufen und Wurzeln oder Eicheln zu suchen. Sie liegen zusammengerollt auf dem Bauch, den Kopf zwischen den Hinterbeinen, woraus die Sage entstand, daß sie die Schnauze in das sogenannte Stinkloch stecken und von dem daselbst befindlichen Fette zehrten.

Sie paaren sich am Ende des Novembers und werfen nach 10—12 Wochen, im Hornung, 3—5 blinde Junge, welchen die Mutter Gewärm, Insecten, Eyer und Wurzeln zuträgt und nach einigen Wochen mit ihnen vor dem Loch im Sonnenschein spielt. Im Herbst graben sich diese ihren eigenen Bau, sind aber erst im zweyten Jahr ausgewachsen. Man kann sie zähmen und mit allem füttern, was vom Tisch abfällt; sie lieben die Wärme, folgen den Menschen nach, lassen sich aber nicht leicht anfassen und sind überhaupt keine Thiere, mit welchen man es wagen dürfte zu spielen. Sie sind mißtrauisch, boshast und dabey trüg und ungesellig; haben eine Stimme fast wie das Geschrey der Schweine, das sie jedoch selten von sich geben; zur Paarungszeit lassen sie eine Art von heiserem Belten hören. Gehör und Geruch sind sehr gut, aber das Gesicht schlecht. Ihr Alter erstreckt sich auf 12 Jahr, und dann sollen sie oft blind werden.

Sie werden auf mancherley Art gefangen, am meisten in Zellereisen vor einem Loch, während man die andern verstopft; dergleichen in Schlagfallen, Nezen; man hezt sie des Morgens früh mit Hunden, um sie auf der Flucht im Loch zu schießen; endlich schießt man die kleinen Dachshunde mit den krummen Beinen in die Höhle und fängt sie beym Herausfrieren in Schlingen; auch gräbt man sie aus und packt sie mit einer

Bauge. In der Noth beißen sie heftig um sich, und lassen nicht leicht wieder los, wenn sie sich einmal verbissen haben.

Das Fleisch wird selten gegessen; das Fett aber, welches im Herbst oft 3 Finger hoch auf dem Rücken liegt und 5 bis 7 Pfund wiegt, wird in der Medicin gebraucht; das dicke und veste Fell zu Ranzen, Jagdtaschen, Ueberzügen über Koffer und dergl.; die borstenartigen Haare zu Pinseln. Das Gewicht ist 25 Pfund. Bechstein I. 1801. 728. Geßner 1551. 778. 1103. Fig. Buffon VII. 104. T. 7—10. Nibingers jagdbare Thiere T. 17. Schreber III. 516. T. 142. B. Meyers Thiere II. T. 31.

Die Jäger wollen 2 Arten unterscheiden, Hundsbadchse und Schweinsbadchse, wozu es aber keine Kennzeichen gibt. Davon spricht schon Dufouilloux (*Vénérie* 1613. 72. Fig.). Die ersteren nennt er Chenin, die anderen Porchin; die letzteren sollen mehr ins Weiße fallen, einen dickern Kopf haben, längeres Haar an Nase und Kehle, ihre Höhlen lieber in Sand graben an sonnigen Orten, ihren Urath nach dem Auskriechen in ein mit der Nase gemachtes Loch fallen lassen; endlich schliefen sie immer und würden viel fetter.

In Schweden heißt er Graefving und findet sich nur in den südlichen und mittleren Theilen der Halbinsel. Nilsson, Fauna I. 1820. 100.

In Rußland findet er sich in offenen, trockenen Wüsten, und zwar in ziemlicher Menge, besonders in Lieland, in Sibirien am Jenisey und selbst nördlicher als Krasnojarsk bis zum Lena, gegen das caspische Meer, in den Wüsten zwischen dem Kuma und dem Terek, in der Krimm, im Caucasus und selbst jenseits in Georgien und Persien, [wenigstens findet er sich bey Erzerum am Euphrat, südlich dem schwarzen Meer unter 40° Breite. Abbott in Zool. proceed. 1835. 89.]. Er paart sich daselbst ebenfalls im November und wirft im Hornung. Man kann ihn mit einem Schlage auf die Nase leicht tödten, am übrigen Leibe aber erträgt er die stärksten Stiche. Die Zahl der Zehen ist 6. Man fängt ihn vorzüglich um des Fettes willen;

doch braucht man auch das Fell und ißt das Fleisch. Pallas, Zool. ross. 1811. 70.

In der Barbarey kommt er nicht vor, was Shaw ausdrücklich bemerkt. Voy. I. 1743. 320. Eben so wenig in Ostindien: wenigstens steht er nicht in dem Verzeichniß der Thiere auf Sumatra von Raffles (Linn. Trans. XIII. 1821. p. 254.), und nicht in dem der Thiere in Nepal von Hodgson (Zool. proceed. 1834. 95.).

Dem Aristoteles war er nicht bekannt, so daß man glauben muß, er finde sich nicht in Griechenland; Plinius dagegen führt ihn auf unter dem Namen Meles, sagt aber nichts davon, als daß er furchtsam sey und durch Aufblähen der Haut die Schläge der Menschen und die Bisse der Hunde abhalte. VIII. Cap. 33. Kein Reisender in Aegypten, Syrien und Arabien hat etwas von ihnen gehört.

b) Der americanische Dachs (*Ursus labradorius*)

ist kaum davon zu unterscheiden. Er ist zwar etwas kleiner und leichter, die Schnauze weniger spitz, der Schwanz kürzer und die Färbung etwas verschieden. Der europäische ist unten ganz schwarz, auch Kiefer und Kehle, auf dem Kopf hat er 3 breite Bänder, eines oben und eines an jeder Seite, und dazwischen laufen 2 schwarze Bänder, welche Augen und Ohren einschließen. Beym americanischen ist der Oberleib mit langen, feinen, grauen und helleren Haaren bedeckt; auch die untern Theile sind heller, die Füße nur dunkelbraun, ebenso der Kopf; zwischen den Augen ein schmaler weißer Streifen gegen den Rücken; Kehle, Unterkiefer und zum Theil die Backen weiß; zwischen dem weißen Theil der Backen und der Ohren ein halbkreisförmiger brauner Fleck. Die weiße Zeichnung erstreckt sich in dreyeckiger Gestalt etwas über die Augen und in einer Linie unter denselben nach vorn gegen den Mund; das ganze Auge liegt aber in der dunkelbraunen Farbe des Kopfes, welche Farbe mit einem scharfen Winkel am Auge in das Weiße übergeht. Länge 2 Schuh, Schwanz 3 Zoll.

Er findet sich häufig in ganz Nordamerica, besonders in den inneren Theilen, baut sich Höhlen, wie der in Europa, und

hat die gleiche Lebensart. Es kommen nur wenig Felle in den Handel. Franklin's Polar-Sea. 1823. 4. 649.

Am meisten gibt es in Labrador, an der Hudsons-Bay und von da bis in die Sandebenen des Rockygebirges unter 58°. Sind sehr furchtsam und langsam, graben sich aber schnell ein und leben vorzüglich von Fleisch. Richardson, Fauna I. Nro. 12. tab. 2.

Buffon führt dieß Thier unter dem Namen Careajou auf, sagt aber selbst, daß er ihm mit Unrecht beygelegt werde; allerdings kann ein Thier, welches Biber raubt, von Bäumen auf Hirsche springt, kein Dachs seyn. Buffon, Suppl. III. 142. tab. 49. Schreber III. 520. T. 142. B. Fr. Cuvier, M. 1824. Sarrazin, Mém. Acad. 1713. p. 14.

#### 14. Junft. Springer oder Hund-artige Thiere.

Hoch- oder geradbeinige Sehentreter, mit kurzen Klauen, spitzigen Ohren und einem ziemlich langen Schwanz; Gestalt der Zähne sehr verschieden, überall 6 Schneidzähne, große Eckzähne, 2—3 Lückenzähne, ein großer zackiger Reißzahn und ein kleiner Mahl- oder Duerzahn, manchmal mit einem Kornzahn.

Dieses sind die eigentlichen Raubthiere, welche durch Laufen und Springen ihre Beute ergreifen und mit großer Gewalt zerfleischen, höchst selten an ein Nas gehen und noch seltener Obst, Beeren u. dergl. verzehren. Sie sind durch den Geschmacksinn, eine stark entwickelte, sehr bewegliche Zunge und das mancfaltigste Gebiß characterisirt. Das ist auch ohne Zweifel der Grund, warum sie die einzigen sind, bey welchen die Wuth vorkommt.

Sie sind meistens von bedeutender Größe und mit kurzen, oft geschäkten Haaren bedeckt; sie leben in allen Zonen, von den Polen bis zum Aequator, die größten und blutgerigsten in der heißen; weniger auf der südlichen Erdhälfte.

Man kann sie in 2 Abtheilungen bringen. Die einen haben ein ganz vollständiges Gebiß mit allen Zahnarten, nehmlich auch